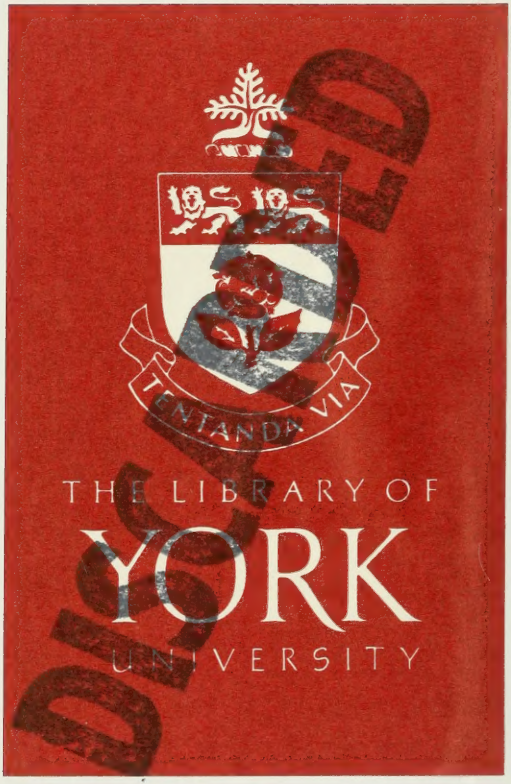
3 1761 05309371 2



DISCARDED

3 9007 0254 2597 6

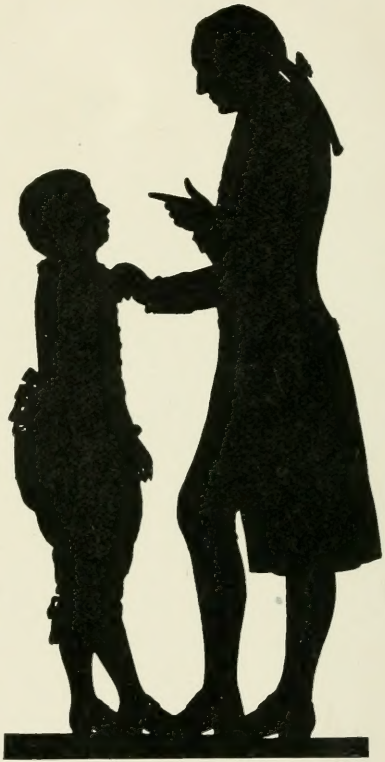
Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

YORK UNIVERSITY
LIBRARY



Goethe und Fritz von Stein.

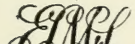
Aus Lavaters Phyſiognomiſchen Fragmenten.

Goethe
ein Kinderfreund

von

Karl Muthesius

Wer wäre imstande, von der Fülle
der Kindheit würdig zu sprechen!
Goethe, D. u. W. 1



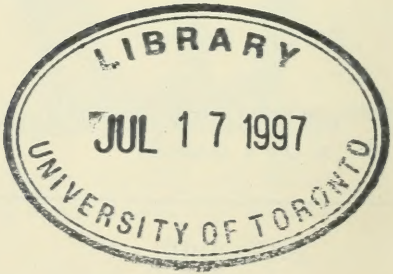
Mit einer Abbildung

Zweite, neubearbeitete Auflage
(3. und 4. Tausend)

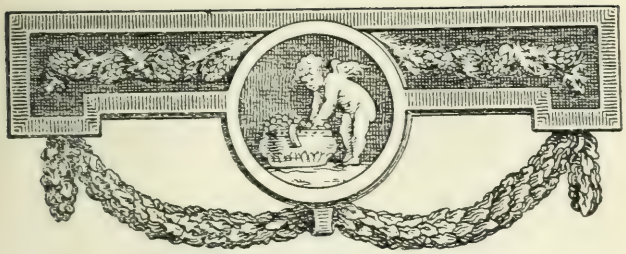
Berlin 1910
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

2112
M8
1910

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.



Meiner Frau gewidmet.



Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

In jedem echten Genius hält sich die Kindesnatur lebendig, und es gibt kaum einen großen Mann, dem die Kinder nicht ans Herz gewachsen wären. Aber für Goethes Verhältnis zur Kinderwelt kann nicht leicht ein Seitenstück gefunden werden. Wie in vielen seiner Dichtungen Kinder eine hervorragende Rolle spielen, so nicht weniger in seinem Leben; ja, es paßt hier recht eigentlich das Wort, das Merck einst zu ihm sagte: „Was du lebst, ist besser, als was du schreibst."

Auf einem Zickzackgange durch Goethes Leben alle die lieblichen Kinderszenen, in denen er bald als fröhlicher Genosse, bald als getreuer Eckart auftritt, und die frischen Kindergestalten, die kürzere oder längere Zeit seine Teilnahme genossen haben, zusammenzustellen, ist der Zweck der folgenden Blätter.

Nichts hat mir dabei ferner gelegen, als ein neues Kapitel zu dem Thema der Pädagogik Goethes beizusteuern oder auch nur das Mitzuteilende vorwiegend unter pädagogische Gesichtspunkte zu stellen. Die Ab-

sicht der folgenden Zusammenstellung ist wesentlich einfacher: sie will eine der sympathischsten Eigenschaften des herrlichen Menschen Goethe veranschaulichen.

Dabei dürften vielleicht bei manchem Leser, und namentlich bei dem, der Kinder, das Holdeste, was auf Erden lebt, sein eigen nennt, verwandte Saiten erklingen. Eine solche Wirkung würde einem allgemeinen Zuge der neueren Zeit entsprechen, da man gegenwärtig der Kindheit, ihrer Eigenart und ihren Rätseln, in Leben und Literatur erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet.

Der Zusammensteller läßt Goethe möglichst viel selbst sprechen, in andern Fällen diejenigen, welche als Augenzeugen sein Verhalten Kindern gegenüber schildern. Was er, soweit verbindender Text unerläßlich war, selbst sagen mußte, das hat er so schlicht wie möglich gesagt.

Die Elysiumsszenen der Kindheit spielen sich oft in Einzelheiten ab, die als solche dem nüchternen Beobachter herzlich unbedeutend erscheinen. Ich werde oft auch zu Einzelzügen aus dem Kleinleben des Alltags herabsteigen; der einzelne Strich bedeutet freilich wenig, aber jeder einzelne ist charakteristisch für das Gesamtbild, das ich gern zeichnen und unter das ich in anmutig wirkenden Lettern das Wort setzen möchte:

Goethe ein Kinderfreund.

Weimar, Goethes Geburtstag 1902.

Karl Muthesius.

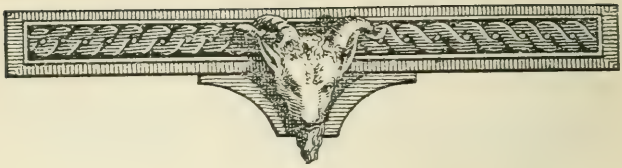
Vorwort zur zweiten Auflage.

Die neue Ausgabe dieses Büchleins bringt eine mannigfache Bereicherung seines ursprünglichen Inhalts. Trotzdem ist es nicht an äußerem Umfang gewachsen. Der Platz für das neu verarbeitete Material wurde durch Streichung mancher weniger wichtiger Einzelheiten, vor allen Dingen aber dadurch gewonnen, daß die Angabe der Fundstellen weggelassen wurde. Für den Leser, der lediglich lebenserquickenden Umgang mit dem Großen sucht, haben sie keinen Wert. Wer aber die Gedanken in irgendeiner Richtung weiterverfolgen will, findet ausreichende Fingerzeige in dem Bücherverzeichnis am Schluß des Buches.

So möge die anspruchslose Zusammenstellung an ihrem Teile auch ferner mit dazu beitragen, daß die reine und edele Menschlichkeit Goethes in immer weiteren Kreisen erkannt und empfunden werde.

Weimar, im Herbst 1909.

Karl Muthesius.



Inhalt.

Seite

Vorwort V

1. Aus der Wertherzeit 1

2. Aus dem Freundeskreise 28

Im Hause Wielands 28

Die Knaben der Freundin 34

Im Herderhause 83

Der weitere Kreis 103

3. Unterwegs 116

4. Künstlerkinder 139

5. Fürstenkinder 165

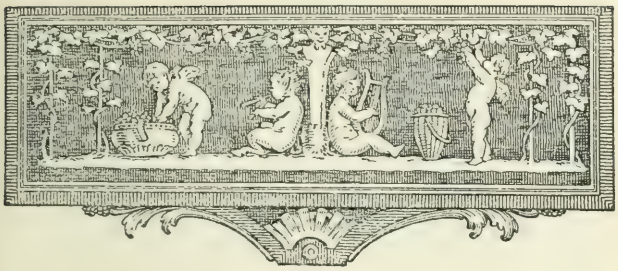
6. Vom eignen Blut 187

Der Sohn 187

Der Enkel 217

Verzeichnis der vorwiegend benutzten Schriften . 238

Personenverzeichnis 241



1. Aus der Wertherzeit.

Als der kaum dreiundzwanzigjährige Goethe im Frühjahr 1772 nach Wetzlar kam, hat Keſtner, mit dem er bald näher bekannt und ſpäter befreundet wurde, von dem „ſehr merkwürdigen Menſchen“, wie er ihn nennt, eine Charakteriſtik entworfen. Gleich in den erſten Abſchnitten derſelben ſtehen die Sätze: „Er liebt die Kinder und kann ſich mit ihnen ſehr beſchäftigen ... bei den Kindern iſt er wohl angeſchrieben.“ Und als der Freiherr von Stackelberg den Achtzigjährigen im Auguſt 1829 kennen gelernt hatte, ſchrieb er über ihn: „Er hat die Naturſprache in ſeinem Beſitz. Es war eine Luſt, ihn mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, ſprechen zu hören, denn er hat eine rührende Art, ſich mit ihnen zu unterhalten, ſpricht ganz in ihrem Sinne, darum ſie auch an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut ſind.“

Zwiſchen dieſen beiden Äußerungen liegt ein Zeitraum von beinahe ſechs Jahrzehnten. In dieſer Zwiſchen-

zeit ist das gleiche Urteil von vielen ausgesprochen worde die mit ihm in nähere Berührung gekommen sind, und lange Reihe der Biographen und Goetheforscher, i sein Leben später zum Gegenstand ihrer Studien gemac haben, alle bestätigen, daß ein hervorstechender Zug in Goethes Persönlichkeit die Hinneigung zur Kinderwelt gewesen ist. Und dieser Ton durchklingt sein ganzes a innerer Entwickelung und Gestaltung so überaus reic Leben, von den Zeiten des kraftgenialischen Überschäume bis dahin, wo er auf der Höhe der Vollendung stand, bis in die beschauliche Stille des Weisen von Weima

Mit sechzehn Jahren war Goethe als Student nac Leipzig gezogen. Neben seinen Studien betrieb er eifri Zeichnen, Malen und Radieren.

Letztere Kunst übte er bei dem Kupferstecher Sto der in einigen Dachstuben des silbernen Bären — so hi das Breitkopfsche Haus — wohnte. Stock war jung ve heiratet und seine beiden Töchter waren damals fünf un sieben Jahre alt. Die jüngste, Minna, ist später di Gattin Gottfried Körners, des vertrautesten Freundes Schillers, und die Mutter des Dichter- und Helden- jünglings Theodor Körner geworden.

Goethe lebte mit der Künstlerfamilie in vertraulicher Freundschaft, und die Kinder hatten an dem lustigen Bruder Studio einen vergnügten Spielgenossen.

Ihre Freude wurde nur dadurch etwas beeinträchtigt, daß dieser oft noch lieber mit dem Windspiele des Vaters als mit ihnen spielte. Für Joli — so hieß das niedliche

ierchen — brachte er immer etwas zu naſchen mit, und nn die Mädchen mit verdrießlichen Blicken dies beerkten, ſo wurde ihnen bedeutet, das Zuckerwerk verderbe die Zähne und gebrannte Mandeln und Nüſſe die Stimme. An einem Weihnachtsabend trieben Goethe und Stock den Mutwillen ſo weit, daß ſie für Joli ein Chriſtbäumchen, behangen mit allerhand Süßigkeiten, uſtellten, ihm ein rotwollenes Kamiſol anzogen und n zu ſeinem Tiſchchen führten.

Bei einem eingetrockneten Magiſter hatten die Kinder Unterricht, und da alle auf eine Stube angewieſen waren, war Goethe oft unfreiwilliger Zuhörer.

Einmal traf es ſich nun, erzählt Frau Körner ſpäter, daß wir eben mitten aus einem Kapitel des Buches Eſther laut vorleſen mußten. Ein Weilchen hatte Goethe ruhig zugehört; mit einem Male ſprang er vom Arbeitstiſch des Vaters auf, riß mir die Bibel aus der Hand und rief dem Magiſter mit ganz furioſer Stimme zu: „Herr! Wie können Sie die kleinen Mädchen ſolche Geſchichten leſen laſſen!“ Unſer Magiſter zitterte und bebte, ſtotterte etwas von: Alles ſei Gottes Wort, heraus, worauf ihm Goethe antwortete: „Prüfet alles, aber nur, was gut und ſittlich iſt, behaltet.“ Dann ſchlug er das neue Teſtament auf, blätterte ein Weilchen darin, bis er, was er ſuchte, gefunden hatte. „Hier, Dorchen,“ ſagte er zu meiner Schweſter, „das lies uns vor: das iſt die Predigt, da hören wir alle mit zu.“ Da Dorchen ſtotterte und vor Angſt nicht leſen konnte, nahm ihr Goethe die Bibel aus der Hand, las uns

das ganze Kapitel vor und fügte ganz erbauliche Bemerkungen hinzu, wie wir sie von unserm Magister niemals gehört hatten.

Die Szene ist bedeutsam, es spricht aus ihr schon der ganze Goethe. Eine gewisse pädagogische Tendenz seines Wesens tritt schon deutlich hervor, die Hochachtung vor der Reinheit der Kinderseele, und es klingt bereits etwas durch von dem pädagogischen Bekenntnis, das er im Greisenalter in den Wanderjahren niedergelegt hat, daß nämlich die Erziehung zur Ehrfurcht das wichtigste Stück aller Erziehungskunst sei.

Wir wechseln den Schauplatz! Der Liebreiz des Sesenheimer Idylls wird nicht unwesentlich erhöht durch die jüngeren Geschwister Friederikens. Der siebenjährige Christian ist öfters Goethes Spielgenosse und Zuhörer bei seinen Märchenerzählungen. Wie kindlich-anheimelnd klingt die poetische Epistel, mit der Goethe einen Winterbesuch im Pfarrhaus ankündigt:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens sperret uns der Winter
In unsre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergetzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Nach der Straßburger Zeit macht Goethe Eroberungen unter der Kinderschar Merks in Darmstadt. „Goethe ist ein so gutherziger, munterer Mensch ohne

gelehrten Zierat und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht," schreibt Karoline Flachsland, Herders Braut, an ihren Bräutigam.

Noch inniger wurde der Verkehr mit der Kinderwelt in Wetzlar.

Während des Sommers 1772 brachte Goethe die Nachmittage oft in Garbenheim, einem nahe der Stadt gelegenen Dorfe zu. „Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon und lieben mich, besonders die Kinder," schreibt er im Werther. Sein Lieblingsaufenthalt war der Platz vor der Kirche, wo zwei Linden ihre Äste ausbreiteten und kühlen Schatten spendeten. „So vertraulich, so heimlich habe ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß' ich meinen Tisch aus dem Wirtshaus bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erstemal, als ich durch Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linde kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick, ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen."

Gegen Abend kommt die Mutter der beiden — eine

junge Frau, Bamberger mit Namen, sie war die Tochter des Schullehrers im Orte —, und auch der ältere Bruder stellt sich ein; er hat sich auf der Wiese mit einer Schar Gänse herumgejagt, kommt nun gesprungen und bringt dem zweiten eine Haselgerte mit. Goethe unterhält sich mit der Mutter, gibt dann jedem der Knaben einen Kreuzer, für den jüngsten der Mutter, damit sie ihm aus der Stadt einen Weck zur Suppe mitbringe. So war die Freundschaft mit den Kleinen geschlossen.

„Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und teilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirtin Order, ihn auszuzahlen. Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergötze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln."

Es war ein großes und inniges Natur- und Liebesschwelgen, dem sich Goethe in Wetzlar hingab. Aber das Gesamtbild dieses Lebens ist ohne seine Kinderfreundschaften unvollständig und lückenhaft. Denn nicht nur die Dorfknaben von Garbenheim hingen an ihm, auch in der Stadt selbst jauchzte ihm bald eine frohe und wilde Kinderschar als ihrem „Vetter" zu.

Im ersten Buche des Werther beschreibt Goethe seinen Verkehr mit der Familie des Deutschordensamtmanns Buff, der das geräumige Nebenhaus des Deutsch-

ordenshofes bewohnte, sein Verhältnis zu Lotte Buff, der zweitältesten Tochter, die an Stelle der verstorbenen Mutter dem Haushalte vorstand, und ihrem Bräutigam Kestner. Nach dem Zeugnis Kestners ist das erste Buch von Werthers Leiden eine getreue Nachbildung der Wirklichkeit, demnach dürfen wir auch die lieblichen Kinderszenen als aus dem Leben stammend, nicht nur der dichterischen Phantasie entsprungen, ansehen.

Von den sechzehn Kindern des Buffschen Hauses waren zwölf am Leben geblieben. Die älteste Tochter, Karoline, war einundzwanzig Jahre alt und mit dem Hofrat Dr. Dietz in Wetzlar verlobt, Lotte achtzehn- und Helene (Lenchen) sechzehnjährig. Der älteste Sohn, Johann (Hans), stand im fünfzehnten und sein Bruder Wilhelm im vierzehnten Lebensjahre. Sophie war zwölf und Fritz zehn Jahre alt. Es folgten noch fünf im Alter bis zu zwei Jahren herab: Georg, Amalie (Ammel, auch Malchen genannt), Albrecht, Ernst und Lui.

Zum Familienkreise des Hauses gehörten außerdem die beiden Töchter des Hofrats Brandt, der eine Mietwohnung im Haupthause des Deutschordenshofes innehatte, Anna und Dorothea, in Goethes späteren Briefen Annchen und Dorthel oder Dorthelchen genannt.

Das war der Kreis, in den Goethe eintrat. Die älteren Mädchen in der vollen Blüte anmutiger Jugend, die Kinder alle gesund und frisch, lebendig und geweckt, auch übermütig und wild, wie es eben unverbildete und unverdorbene Kinder sind.

Goethe lernte Lotte kennen, als er sie zu einem Balle

abholen wollte. „Da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen hatte. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein einfaches weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte. Sie hielt ein schwarzes Brot und schnitt ihren Kleinen ringsherum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rief so ungekünstelt sein ‚Danke', nachdem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging."

Die Kleinen sahen Goethe in einiger Entfernung so von der Seite an; er ging auf das Jüngste zu, das sich etwas zurückzog. „Lui," sagte Lotte, „gib dem Herrn Vetter eine Hand." Das tat der Knabe sehr freimütig, und Goethe konnte sich nicht enthalten, „ihn ungeachtet seines kleinen Rotznäschens" herzlich zu küssen.

Als er einige Monate später, da die Freundschaft schon durch Spielen und Scherzen besiegelt war, mit dem kleinen Malchen das gleiche tat, richtete er freilich Unheil an. Das Kind fängt sogleich zu schreien und zu weinen an, läuft schnell zum Brunnen und kann sich gar nicht genug tun, mit seinen nassen Händchen Mund und Backen zu reiben in dem unerschütterlichen Glauben, „daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung ab-

geſpült und die Schmach abgetan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen."

Im Kinderſpiel aber konnte er mit den Kindern ganz Kind ſein. Er balgte ſich mit ihnen herum, lag mit ihnen an der Erde, ließ ſie auf ſich herumkrabbeln, und es war bei ſolchen Szenen oft großer Lärm und groß Geſchrei. Der Hausarzt kam einſt dazu und fand dieſes unter der Würde eines geſcheiten Menſchen. „Das merkte ich an ſeiner Naſe," ſagt Goethe. „Ich ließ mich aber in nichts ſtören, ließ ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder auf, die ſie zerſchlagen hatten."

Die Augen von ganz Wetzlar waren damals auf den merkwürdigen jungen Mann gerichtet, den ſie nicht begreifen konnten, der bald am Markttage alle Kirſchen auf dem ganzen Markte aufkaufte, alle Kinder in der Stadt zuſammentrommelte und dann mit der Karawane nach Buffs Hauſe zog, wo er die Kinder alle im Kreiſe um die Körbe herumſtellte und Lotte ihnen Butterbrot dazu ſchnitt.

Er hatte eben einen ausgeſprochenen Sinn und teilnehmendes Verſtändnis für jede harmloſe Kinderluſt. Und dieſen Zug hat er ſich bewahrt bis in die letzten Jahre ſeines Lebens. Alle Veranſtaltungen und Maßregeln, den natürlichen Frohſinn zu hemmen, die Kinder einzuſchnüren und einzuengen, waren ihm verhaßt, und er hat manch kräftiges Wort dagegen geſprochen. Er fand, daß die engliſche Jugend „mit größerer Achtung behandelt werde und eine weit glücklich-freiere Entwick-

lung genieße als die deutsche.“ Darum hat er immer wieder das Recht der Kindheit und Jugend den Eingriffen der Erwachsenen gegenüber verteidigt.

Die Jugend ist um ihretwillen hier;
Es wäre törigt, zu verlangen:
Komm, ältle Du mit mir!

„Ich brauche nur“, sagt er zu Eckermann, „in unserem lieben Weimar zum Fenster hinaussehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen, so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen gern vor ihren Häusern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur und Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister.“

Und dem Wort hat er wiederholt auch die Tat folgen lassen. Eines Tages tummelten sich mehrere Knaben auf dem Frauenplan vor seinem Hause, dem jetzigen Goetheplatze, mit ihren Handschlitten herum. Da stand plötzlich der von der weimarischen Jugend gefürchtete Schutzmann Sprung mitten unter ihnen, gebot ein donnerndes

Halt und nahm den Knaben ihre vier Schlitten ab, um sie nach der Polizei zu bringen.

In der nächsten Viertelstunde erschien Goethes Diener daselbst mit einem Brief, der die Bitte des Ministers enthielt, die beschlagnahmten Schlitten wieder freizugeben.

In Jena besteht jetzt noch der Brauch, daß die Knaben in der Johannisnacht auf den Bergen Feuer anzünden. Als Feuerungsmaterial sammeln sie in der Stadt alles unbrauchbar gewordene Holz, alte Kisten, Fässer und dergleichen, zu Goethes Zeiten besonders abgekehrte Stumpfen von Reisigbesen. Die immer strenger werdende Polizei wollte auch in dieses uralte Recht der Jugend eingreifen und verbot die Johannisfeuer; bei einer bald darauf in Jena stattfindenden festlichen Gelegenheit brachte Goethe den Trinkspruch auf die Jugend aus:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Das war die Veranlassung, daß das Polizeiverbot wieder aufgehoben wurde.

Doch kehren wir erst nochmals nach Wetzlar zurück. Es war dort nicht nur das Kinderspiel, das ihm die Herzen der Jugend zuführte, er besaß noch andere Eigenschaften, die Kinder an sich zu fesseln. So oft er kam, verfolgten sie ihn um ein Märchen. Und indem er ihnen dann das Abendbrot schnitt, das sie bald

aus seiner Hand fast ebenso gerne nahmen wie von Lotte, erzählte er ihnen aus seinem Märchenschatz.

„Ich lerne viel dabei und bin erstaunt, was es auf sie für Eindruck macht."

„Weil ich manchmal einen Inzidenzpunkt erfinden muß, den ich beim zweiten Male vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wäre es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Silbenfall an einem Schnürchen weg zu rezitieren."

Goethe als Märchenerzähler! Er hatte ja schon als Knabe seinen Spielgenossen mit selbst erfundenen Märchen aufgewartet, er hatte in Sesenheim durch die von der Mutter ererbte Gabe, „alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und künstlich darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden," sich bei den Kindern beliebt gemacht und die Jugend erregt und ergötzt. Und wenn wir ihn nun in Wetzlar inmitten der lauschenden Kinderschar stehen sehen, wie er mit dem Märchenzauber sofort alles Geschrei verstummen macht und alle Unruhe bannt, erscheint er uns da nicht wie der Rattenfänger aus der alten deutschen Sage, die er später selbst in anmutige Balladenform gebracht hat?

Dann ist der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der selbst die wildesten bezwingt,
Wenn er die goldnen Märchen singt.
Und wären Knaben noch so trutzig,

Und wären Mädchen noch so stutzig,
In meine Saiten greif ich ein,
Sie müssen alle hinterdrein.

Im Singen und Sagen ist er ja von seiner Jugend an ein Meister gewesen, und, wie wir noch sehen werden, bis ins Alter geblieben. Wie vielen Sagen- und Märchenstoffen hat er durch seine Dichtungen neues Leben eingehaucht: vom neuen Paris und der neuen Melusine, vom getreuen Eckart und dem vertriebenen Grafen, vom Zauberlehrling und der Zwergenhochzeit im Grafenschlosse. Und durch den Zauber seiner Rede hat er, wo er auch hinkam, „unzählige selige Leute" und Kinder glücklich gemacht.

Er erzählt selbst, daß er sich, angeregt durch Klopstocks Oden und das Zusammensein mit Herder, der nordischen Sagen, der Fabeln der Edda bemächtigte, und daß sie zu denjenigen Märchen gehörten, die er, von einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte. Und je weniger ihm die altgermanischen Göttergestalten, da sie sich für ihn dem sinnlichen Anschauen entzogen, geeignet erschienen, daß er sie in den Kreis seines eigentlichen Dichtervermögens ziehen konnte, desto lieber lenkte er sie nach dem heiteren Märchen hin, wobei ihm der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe durchgeht, höchst lieb und bemerkenswert war.

Mit großer Lust zog er auch die indischen Fabeln, die er während der Wetzlarer Zeit kennen lernte, in seinen Märchenvorrat hinein. Daneben aber war er auch in der eigenen Erfindung von Märchen un-

erschöpflich. In Nassau bei Frau von Stein, der Mutter des Ministers, wohin er im Sommer 1774 in Gemeinschaft mit Lavater und Basedow einen Ausflug machte, versammelte er die Kinder um sich, um ihnen recht seltsame Märchen zu erzählen, die aus lauter bekannten Gegenständen zusammengesonnen waren, wobei er den großen Vorteil hatte, daß kein Glied seines Hörerkreises ihn etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten sein möchte.

Bei dem Gelegenheitsstück „Sie kommt nicht", das er im Sommer des nächsten Jahres im d'Orvilleschen Hause zu Offenbach als Aufführung zu Lilis Geburtstag auch aus lauter bekannten Ereignissen, Gegenständen und Personen zusammensetzt, ist freilich die Wirkung anders. Daß sich die Kinder nicht gern mit Inzidenzpunkten befreunden, erfährt er hier nachdrücklich. Die d'Orvilleschen Kinder zeigen sich „als die entschiedensten, unbestechbarsten Realisten und versichern hartnäckig: so hätten sie nicht gesprochen, und es sei überhaupt alles ganz anders gewesen, als es hier geschrieben stünde". Goethe beschwichtigt sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie haben ihn lieb wie immer.

Im übrigen aber wußte er, daß das leerste Märchen für die Einbildungskraft schon einen hohen Reiz hat und der geringste Gehalt vom Verstande dankbar aufgenommen wird. Er erfuhr es an sich selbst bis ins hohe Alter, daß ihm die Märchen über die trüben Tage des Winters hinweghalfen, wie er 1824 gegen den Kanzler v. Müller äußerte, der ihn beim Lesen einer

neuen Übersetzung von „Tausend und eine Nacht" antraf; er konnte es immer wieder an der Kinderwelt erproben; denn niemals hat sie ihn vergeblich um ein Märchen gebeten, und jener Vers aus der Ballade vom vertriebenen Grafen:

O sing uns ein Märchen, o sing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne!
Wir haben schon längst einen Sänger gehofft,
Die Kinder, sie hören es gerne,

er ist auch ein Stück Goethescher Lebens.

Eine andere Kinderszene im Werther ist nicht auf ein wirkliches Ereignis zurückzuführen — Goethe war nur während des Sommers 1772 in Wetzlar —, aber sie ist so ganz, Zug um Zug, Wort für Wort dem Leben des Kindes abgelauscht, daß sie hier nicht fehlen darf.

„Die Kleinen ließen Werther nicht lange in Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn morgen und wieder morgen und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. Er küßte sie alle und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas ins Ohr sagen wollte. Der verriet ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotte einen und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen."

Um die Weihnachtszeit war Goethe längst nicht mehr in Wetzlar.

Die Buffschen Kinder hatten sich im Laufe des Sommers so an ihn gewöhnt, daß sie gar keinen andern Begriff hatten, als daß er immer morgen wiederkommen würde. Aber eines Tages kam er nicht mehr. Der Abschiedsbrief, den er an Lotte schrieb, schloß mit den Worten: „Sagen Sie meinen Buben ‚er ist fort'." Und die Sonne schien nicht am Kinderhimmel, als es sich von Mund zu Munde fortsprach: „Der Dr. Goethe ist fort!" „Er ist fort!" Die ganze Verlassenheit eines enttäuschten und von aller Lebenslust entleerten Kindergemütes spricht aus dem Wort.

Warum sich Goethe aus dem traulichen Kreise plötzlich losgerissen hat, ist bekannt; aber mit seinen Gedanken und seinem Herzen blieb er noch lange an dem lieben Ort.

In den zahlreichen Briefen, die er an Kestner und an Lotte schreibt, vergißt er nie, sich nach den Kindern zu erkundigen und sie zu grüßen. „Meinen lieben Bubens viele Grüße." „Wollte, ich säße noch zu Lottens Füßen und die Jungens krabbelten auf mir herum." „Lotte, meine Jungens!" das ist der wiederholte Ausruf seiner Sehnsucht.

In Darmstadt hat er mit der Flachsland viel „von Lotte und Euch geredet und meinen lieben Bubens."

Und als das Weihnachtsfest herankommt, da läßt er sich's nicht nehmen, den Kindern einen heiligen Christ zu schicken. „Ich habe eine Rolle versiegelt, die Ihr mit morgen fahrender Post kriegt. Es ist Tamis für meine zween kleine Buben zu Wams und Pumphosen,

sonst Matelot genannt. Laßt's ihnen den Abend vor Christtag bescheren, wie sich's gehört. Stellt ihnen ein Wachsstöckchen dazu und küßt sie von mir."

Am zweiten Feiertag schreibt er dann über seinen eigenen Weihnachtsabend: „Als ich über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dachte ich an Euch und meine Bubens, wie Ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen werde. Hätte ich bei Euch sein können, ich hätte wollen so ein Fest Wachsstöcke illuminieren, daß es in den kleinen Köpfen wie Wiederschein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte." In übermütiger Laune sendet er auch einmal eine gereimte Epistel über das Leben im deutschen Haus:

Wenn dem Papa sein Pfeifchen schmeckt,
Der Doktor Hofrat Grillen heckt
Und sie Karlinchen für Liebe verkauft,
Die Lotte herüber, hinüber lauft,
Lenchen treuherzig und wohlgemut
In die Welt hineinlugen tut,
Mit dreckigen Händen und Honigschnitten,
Mit Löcher im Kopf nach deutschen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Tür ein, Tür aus, Hof ab, Hof auf,
Und Ihr mit den blauen Aeugelein
Guckt so ganz gelassen drein,
Als wäret Ihr Männlein von Porzellan,
Seid innerlich doch ein wackrer Mann,
Treuer Liebhaber und warmer Freund:
So lass' des Reichs- und Christenfeind,

Und Ruß und Preuß und Belial
Sich teilen in den Erdenball,
Und nur das liebe deutsche Haus
Nehmt von der großen Teilung aus!
Und daß der Weg von hier zu Euch
Wie Jakobs Leiter sei sicher und gleich,
Und unser Magen verdau' gesund,
So segnen wir Euch mit Herz und Mund.
Gott allein die Ehr,
Mir mein Weib allein!
So kann ich wie er
Wohl zufrieden sein.

Im nächsten Frühjahr entwickelt sich dann ein Briefwechsel mit dem ältesten der Knaben, Hans. Goethe bittet ihn, ihm doch „wenigstens wöchentlich einmal Nachrichten von Hof und Haus und was drinnen vorgeht, zu geben". „Ich bitte Sie darum bei unserer alten Freundschaft, die auch in Zukunft dauerhaft bleiben wird. Sie wissen, wie lieb und herzlich mir alles ist, was aus dem deutschen Hause kommt. Sie haben mich eine gute Zeit so nahe gehabt als einen Vetter und näher vielleicht. Drum, wie ich sage, lieber Hans, schreiben Sie mir die Woche gewiß einmal was passiert, damit ich auch wisse, wie meine Kleinen sich aufführen."

Hans ist auf den Vorschlag eingegangen, seine Briefe über Freud und Leid machen Goethe herzlich lachen. Die Wochenberichte erfolgten auch noch, nachdem Lotte als Kestners Gattin das Haus verlassen hatte. „Euer Hans schreibt mir immer, wie's im deutschen Haus hergeht, und so habe ich eine komplette Chronik aller Löcher,

Beulen und Händel von einigem Belang seit Eurer Abreise," schreibt Goethe an Kestner.

Dafür kommt dann auch oft aus Frankfurt ein Kistchen mit Geschenken an. „Hier schick' ich, mein lieber Hans, aus der Messe was, wird hoffentlich zu West und Hosen reichen. Wenn Sie es anhaben und herumspringen, auf die Jagd gehen oder sonst lustig sind, so gedenken Sie meiner." Zu Weihnachten überweist er Hans Geld, damit er sich und seinen Geschwistern etwas zugute tue, zum neuen Jahre schickt er ihm ein praemium virtutis et diligentiae, „und daß Er (Goethe ist inzwischen von dem Sie zu dem vertraulicheren Er übergegangen) sieht, was wir Frankfurter für Leute sind, einen neuen Heller."

Den Kleineren verspricht er Mandeln und Bilder mitzubringen, wenn er kommt; damit ihn die Buben lieb behalten und Sophie und Amel ihn nicht vergessen, schickt er ihnen etwas von der Messe, ein andermal kommen für die ganz Kleinen Rosinen, Feigen und Bilder und zur gemeinschaftlichen Benutzung für alle ein schönes Buch. Und dazwischen fliegen die Grüße vom Main an die Lahn: „grüß er mir alle im deutschen Haus, Lenchen und Karlinchen, und Dortelchen und Annchen und die Kleinen grüß er alle von mir".

Zuweilen wird auch der gute Vetter von den heranwachsenden Mädchen um Besorgungen zur Toilette gebeten, wobei dann manch Mißverständnis mit unterläuft. Zunächst ist nicht bestimmt, was für Farben Annchen und Karlinchen haben wollen, und dann „ist wieder ein

Anstoß an der Kommission. Er (Hans) schreibt mir, ich soll Annchen von beiliegendem Stückchen $^3/_4$ Ellen schicken. Nun begreife ich nicht, was sie mit $^3/_4$ Ellen machen will. Sollen's aber drei Ellen und ein Viertel sein: $3^1/_4$, so ist's was andres. Weil aber das ins Geld laufft und über 16 fl. käme, so habe ich noch einmal anfragen wollen."

An allen Vorkommnissen im Hause nimmt Goethe regen Anteil. „Gratuliere, lieber Hans, zur glücklichen Genesung und wünsche, daß mein Brief Euch alle wieder gesund treffen möge." Und ein andermal: „Wünsche Albrechten und Ernsten gute Besserung."

Zwei von Goethes Briefen an Hans Buff verdienen ganz mitgeteilt zu werden. Nach dem Scheiden Lottes aus dem Vaterhause schreibt er: „Lotte ist nun fort, und ich nehme so viel teil daran, daß sie weg ist, als eins vom Hause. Aber ohngeachtet dessen, mein lieber Hans, wollen wir nicht aufhören, einander zu schreiben. Sie hören auch immer etwas von unserer Lotte und das melden Sie mir treulich. Grüßen Sie mir das liebe Lenchen und sagen Sie ihr, da nun Lotte weg sei, und sie die zweite Lotte sei für Euch, so sei sie's auch für mich, und ich sehne mich, sie zu sehen; wenn's möglich ist, so komm' ich den Sommer. Adieu, lieber Hans, empfehlen Sie mich dem Papa und grüßen mir die Jungens. Wenn Schwester Karoline sich meiner erinnert, so küssen Sie ihr die Hand und Sophiechen und Amalchen ein paar Mäulcher von mir."

Und nach dem Tode des achtjährigen Albrecht: „Ihr

habt einen lieben Bruder verloren, und ich einen von meinen lieben Buben. Seid brav doppelt und dreifach, daß an Euch Papa und ich getröstet werden über den Verlust. Grüß Er mir alle. Schreib Er mir öfter, was passiert. Glaubt Er denn nicht, daß mich von Euch alle Kleinigkeiten interessieren? Ich bin zwar lange weg, doch immer bei Euch."

Inzwischen wuchs in dem Hause Kestners in Hannover froh ein neues Geschlecht heran. Aus dem Nachlasse Goethes ist jetzt im Goethehaus zu Weimar ein Silhouettenblatt zu sehen, das Kestnersche Ehepaar vorstellend, darunter, anmutig gruppiert, fünf frische Knabenköpfe. Es sind die fünf ersten Kinder Lottens, geboren in der Zeit vom 1. Mai 1774 bis 15. Mai 1779. (Es folgten im Laufe der Jahre noch sieben andere: drei Knaben und vier Mädchen.)

„Das heißt doch noch eine Partie Köpfe!" schreibt Goethe nach dem Empfang des Blattes. „Mißgönnt mir meine Bäume nicht, Eure Buben sind ein gut Teil besser."

Der älteste, Georg, ist Goethes Pate; er hätte ihm so gern seinen Namen Wolfgang gewünscht, aber die Eltern vermieden absichtlich bei dem ersten wie bei den folgenden Söhnen diesen Namen. „Habt Ihr ihm den andern gegeben, so bitte ich mir aus, dem nächsten den Namen Wolfgang zu geben, da Ihr doch mehr Gevattern nehmt und ich wohl alle eure Kinder aus der Taufe heben möchte, weil sie mir alle so nahe sind wie Ihr."

Nach der Ankunft des vierten Sohnes begleitet Goethe seinen Glückwunsch mit den Worten: „Es wird doch artig sein, wenn ich Euch einmal besuche und Ihr mir mit einem Halbdutzend solcher Figürchen aufwarten könnt," und nachdem die Fünfzahl voll geworden: „Schon lange habe ich den Plan gemacht, Euch zu besuchen, vielleicht gelingt mirs einmal und ich finde Euch und Eure fünf Buben wohl und vergnügt."

Als dann im Jahre 1783 die Reihe angenehm durch ein Töchterchen unterbrochen wird, da heißt es: „Das Schicksal scheint Euch recht als Günstling zu behandeln. Erst soviel Bubens, daß man denken sollte, es wäre des guten genug und das erwünschte Mädchen zur rechten Zeit aufgehoben. Gott erhalte sie Euch."

Die herzliche Teilnahme an dem Familienglück klingt aus den 1784 geschriebenen Worten: „Was Ihr mir von Euren Kindern schreibt, höre ich gern, glückselig der, dessen Welt innerhalb des Hauses ist. Erkennt's nur recht, wie glücklich Ihr seid."

Als aber ein Jahr später das Mädchen den Eltern wieder genommen wird, trauert er mit ihnen: „Der Tod Eures Mädchens schmerzt mich sehr. Ich sehe, was in Herders Familie so ein kleines Weibchen unter den vielen Knaben wohltut."

Seines Paten Georg gedenkt er wiederholt besonders. Schon 1780 bat er um einen Familienbrief, „wo Lotte und wer von den Kindern schreiben kann, auch einige Zeilen drein schrieben"; später hat Georg geschrieben.

„Grüßet den guten Georg. Er soll mir mehr schreiben. Es scheint ein wackerer Knabe zu sein," antwortet Goethe.

Das Lernen und Sammeln der Kinder will er gern unterstützen: „Wollt Ihr für Eure Kinder ein klein Naturalienkabinett haben, so kann ich Euch eins zusammen machen lassen, ich habe des Zeugs genug."

An jenen „lieblichen Verhältnissen", die Goethe nach seinem eigenen Zeugnis „den Aufenthalt im Lahntal so verschönten", haben die Kinder einen wesentlichen Anteil. Es war aber schon damals nicht nur das Heitere, Lustige, Übermütige, was ihn zur Kinderwelt hinzog. Jener Satz im Werther: „Meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde," hat einen tieferen, edleren Sinn.

„Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Fröhlichkeit, über die Gefahren der Welt hinwegzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz, immer und immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: ‚Wenn Ihr nicht werdet wie eines von diesen!' Und nun, mein Bester, sie, die unsersgleichen sind, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen haben. Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? Weil wir älter sind und ge-

scheiter? Guter Gott in Deinem Himmel! Alte Kinder siehst Du und junge Kinder und nichts weiter; und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündet! Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht, das ist auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach sich."

Diese Worte sind noch ganz von Rousseauschem Naturalismus durchsetzt. Aber der Sechzigjährige hat die Grundanschauung, die der Jüngling hier in glühendem Ausdruck vorträgt, nicht abgeändert. In Dichtung und Wahrheit schreibt er, daß gerade die Kinder aus gesitteten Ständen bei ihrem Emporwachsen oft „zwischen dem Naturzustande und dem der Zivilisation ganz erbärmlich in die Klemme kommen". Und von der ursprünglichen Reinheit und Vollkommenheit der Kindesnatur ist er auch jetzt noch vollkommen überzeugt.

„Wir können die kleinen Geschöpfe, die vor uns herumwandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung ansehen. Denn meist versprechen sie mehr, als sie halten, und es scheint, als wenn die Natur unter anderen schelmischen Streichen, die sie uns spielt, auch hier sich ganz besonders vorgesetzt, uns zum Besten zu haben. Die ersten Organe, die sie Kindern mit auf die Welt gibt, sind dem nächsten unmittelbaren Zustande des Geschöpfes gemäß; es bedient sich derselben kunst- und anspruchslos, auf die geschickteste Weise zu den nächsten Zwecken. Das Kind an und für sich betrachtet, mit Seinesgleichen und in Beziehungen, die seinen Kräften angemessen sind, scheint so verständig,

so vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich so bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitere Bildung für dasselbe wünschen möchte. Wüchsen die Kinder in der Art fort, wie sie sich andeuten, so hätten wir lauter Genies."

Goethes Hinneigung zur Kinderwelt hängt auf das engste zusammen mit seiner Liebe zur Natur, die ihm die große alliebende Mutter war, die Quelle aller Vollkommenheit und alles Lebens. In den Kindern sah er ein Stück der reinen, ungekünstelten und unverdorbenen Natur.

Darum erschien ihm auch das Leben der Kinder, ihr Denken und Tun, als im höchsten Maße vollkommen, jenes reflexionslose, halb unbewußte, sich den Dingen der Natur unmittelbar hingebende Leben.

„Ich gestehe, daß diejenigen die glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen und mit großem Respekt um die Schublade herumschleichen, wo Mama das Zuckerbrot hineingeschlossen hat, und wenn sie das gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: ‚Mehr!' Darum sollten wir's mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt."

Das dem kindlich naiven Denken und Tun entsprechende, nicht von Reflexionen durchsetzte geistige Leben war für ihn auch das eigentliche Wesen alles dichte-

rischen Schaffens, ja auch des künstlerischen Nachempfindens oder Genießens. Daher deutet für ihn „alles Theoretisieren auf Mangel oder Stockung von Produktionskraft", daher behauptet er: „Durch alle Theorie der Kunst versperrt man sich den Weg zum Genusse" und spitzt diesen Gedanken sogar in das Urteil zu: „ein schädlicheres Nichts als sie ist nicht erfunden worden".

Nein:

Das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Was man denkt,
Wenn man denkt.
Alles ist als wie geschenkt.

„Die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ist ganz unschätzbar, die man genießend ohne zersplitterndes Urteil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glückes fähig, wenn sie nicht kritisch sein will, sondern das Vortreffliche und Gute ohne Untersuchung und Sonderung auf sich wirken läßt."

Wenn man aber ihn, den Dichter, fragt:

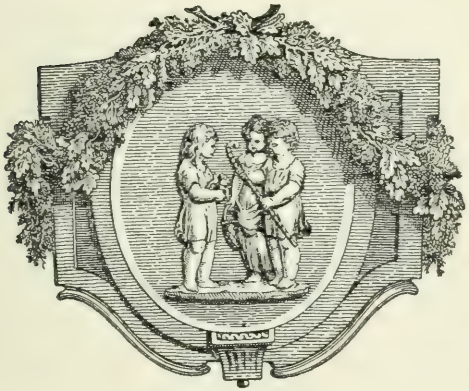
Wie hast Du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, Du habest es gut vollbracht!

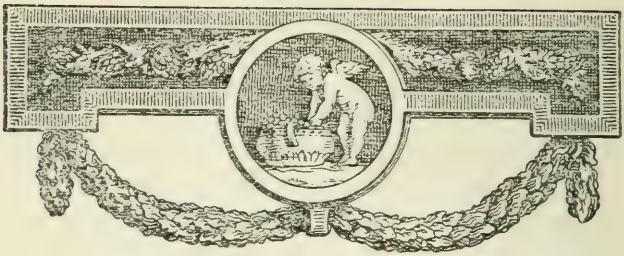
so antwortet er:

Mein Kind, ich hab' es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Goethe war eben der Typus des naiven Dichters, der, nach dem Ausspruch Schillers, selbst Natur ist,

während der sentimentalische Dichter, d. h. der durch Überlegung geleitete, die Natur erst suchen muß. Wenn aber nach einem Worte Goethes der Mensch nur das in sich aufnimmt, was seiner Natur entsprechend ist, so liegt in diesem Grundzug seiner Individualität der Schlüssel zum Verständnis seiner Kinderliebe.





2. Aus dem Freundeskreise.

Im Hause Wielands.

Im Herbste 1775 kam Goethe in Weimar an. Die kleine Stadt wurde nun für einige Jahre der Schauplatz des lustigen Treibens am Hofe des jungen Herzogs Karl August, der die überschäumende Jugendkraft schwer zu bändigen vermochte. Goethe genoß Leben und Freiheit in vollen Zügen, aber in dem Strudel der Hetzjagden und tollen Ritte, der Mummenschänze, Maskeraden und Redoutenaufzüge, der Bälle und Theateraufführungen blieb ihm doch der Kopf klar und das Herz rein, und in bewundernswerter Tatkraft, die erst aus seinen Tagebüchern und Briefen ganz erkennbar wird, gab er sich dem Erziehungswerk an seinem fürstlichen Freunde hin. Dabei bewahrte sein Gemüt die alte Empfänglichkeit für alle rein menschlichen Angelegenheiten, und sein Herz blieb offen auch für die Kinderwelt.

Und er hatte hier reichliche Gelegenheit, seine Zuneigung zu ihr zu befriedigen. Wieland hatte eine kinderreiche Familie, im Steinschen Hause warteten seiner drei frische Knaben, und kaum ein Jahr nach ihm zog Herder mit Frau und zwei Kindern in Weimar ein.

Schon in den ersten Wochen seines weimarischen Aufenthaltes trat er mit Wieland in ein engeres Freundschaftsverhältnis. Das herzliche Familienleben, das Goethe sonst in Weimar nirgends fand, tat ihm innig wohl, und so wurde bald Wielands trauter Familienkreis, wo er sich so heimlich fand, sein liebster Aufenthalt. „Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern," schreibt er an Johanna Fahlmer bald nach seiner Ankunft in Weimar, und kurze Zeit darauf: „Mit Wieland führe ich ein liebes, häusliches Leben, esse mittags und abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin. Die Mägdlein sind gar hübsch und artig, ich bin gut mit allen." Wie Wieland selbst erzählt, bat sich Goethe oft durch Seidel, seinen Sekretär und Kammerdiener, bei ihm abends zu Gaste, „wo er sich immer eine unendliche Schüssel unendlicher Borsdorfer Äpfel (gedämpft) bestellen ließ".

Wielands Ehe war mit Kindern reich gesegnet. Bei Goethes Eintritt in Weimar waren vier Mädchen vorhanden, die älteste sieben Jahre alt, im März 1776 wurde das fünfte Töchterchen geboren, bei dessen Taufe Goethe, Gleim und Frau von Stein Pate waren, im Herbst 1777 ein Knabe, bei dem Goethes Mutter und

Merck Gevatter standen. In den folgenden Jahren vermehrte sich die Kinderschar so rasch und bis zu einer so großen Anzahl (wohl fünfzehn), daß Goethe und Merck, auch die Frau Rat, hierin Stoff zu allerlei Schelmereien und Neckereien fanden. Aber Vater Wieland fühlte sich inmitten seiner Kinderschar wohl; „die kleinen krabbelichten Mitteldinger von Äffchen und Engelchen", wie er sie einmal in einem Briefe an die La Roche nennt, waren ihm ans Herz gewachsen. Konnte doch Schiller, als er ihn das erstemal besuchte, nur „durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen" zu ihm gelangen.

Die vier ältesten Mädchen waren Goethe bei seiner Ankunft in Weimar nicht ganz unbekannt. Kraus hatte ihm schon in Frankfurt die Bildnisse der Kinder gezeigt. Goethe hatte in den Gesichtszügen Karolinchens Gutheit gesehen, Sophiechen schien ihm eine kleine Schönheit, Dorchen ein kleiner Teufel, Malchen sehr unschuldig und angenehm.

Daß ihm die Kinder Wielands entgegenjubelten, nimmt uns nicht wunder. Wenn er in das Haus trat, nahm er sie beim Kopfe, gab ihnen komische Namen, schüttelte sie, hob sie auf den Arm und trieb mit ihnen allerlei Spiele und Späße. An Karolinchens Kopf übt er sein Geschick im Silhouettenschneiden. Das Bild sendet der Vater an Lavater mit dem ausdrücklichen Hervorheben, daß „Goethe es selbst gemacht und daß es ganz herrlich geglückt sei".

Aber auch im Leid bewährte er sich als treuer Freund

des Hauses. Als im April 1776 die Kinder am Scharlachfieber schwer daniederlagen und Wieland sein liebstes Kind, sein Karolinchen, dem Tode nahe sah, da hat nach einem Brief an Lavater „der Herzensanteil des immer lieben, guten und treuen Goethe seinem Herzen innig wohlgetan und seine Sorgen wenigstens augenblicklich zerstreut".

Fürstliche Huld hatte Goethe den großen Garten am Stern zum Geschenk gemacht. Hier konnte er seiner Art, „sich anzubauen, sich an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen, um da mit aller Einschränkung zu herbergen", Genüge tun; und wie er schon früher „Johannistrauben zu pflücken und Quetschen zu schütteln sich ehedessen wünschte morgen, übermorgen und sein ganzes Leben", so konnte er nun hier den innigsten Umgang mit der Natur pflegen.

Aber der Garten wurde bald auch der Schauplatz frohen Kindertreibens. In ihm und auf der großen Wiese davor tummelten sich oft die Kinder der befreundeten Familien im Spiel; der junge Kotzebue, damals zwölf Jahre alt und ein aufgeweckter Knabe, an dem Goethe seine Freude hatte, stellte im Garten Sprenkel und trieb andere Kurzweil; die jungen Steins legten sich dort Beete an und bauten „aqueducs", an schönen Frühjahrs- und Sommerabenden brannte Goethe hier den Kindern Feuerwerk ab, und von der Wiese schallte oft fröhlicher Knabenlärm, wenn er mit der munteren Schar Ball spielte.

Durch Goethe kamen damals unter der Jugend alle

Arten von Leibesübungen in Gang. Man schwamm, ritt, lief auf Stelzen, und der Herzog ließ im Hof des Steinschen Hauses, später auch in Herders Garten, ein Seil zum Seiltanzen aufspannen. Wie Goethe selbst in allen körperlichen Übungen ein Meister war, ein fertiger Schwimmer, kühner Reiter, sicherer Fechter, ausdauernder Fußgänger, so nahm er an aller Knabenlust gern Anteil und konnte der Jugend allerlei unschuldige Vergnügen ebenso mannigfaltig wie sinnig darbieten. Für das Schlittschuhlaufen, dem er bekanntlich in Weimar in der besseren Gesellschaft Eingang verschaffte — auf seine Veranlassung wurden im Baumgarten, dem jetzigen Froriepschen Garten, und auf dem Schwansee Schlittschuhbahnen angelegt und Eisfeste abgehalten — begeisterte er auch die Knaben; Karl von Stein erhielt von seinem Diener Philipp Seidel Anleitung dazu, er selbst war bekanntlich ein außerordentlich gewandter Schlittschuhläufer, und noch als Greis konnte er, wie Eckermann erzählt, Kinderspiele, wie das Bogenschießen, mit wahrer Kinderlust treiben.

Ein besonderer Spaß war stets das Haseneiersuchen am Gründonnerstag. Goethe lud die Kinder dazu in seinen Garten, zuweilen auch in den sogenannten wälschen Garten. War das Wetter ungünstig, so wurde das Fest im Redouten- oder Komödienhaus, das in der Gegend des jetzigen Theaters stand, abgehalten. Bei einer solchen Gelegenheit war es wohl, daß er Karl von Stein eine goldene Uhr finden ließ, die dieser sich längst gewünscht hatte. Karl erinnerte sich später noch deutlich, von ihm

bei ähnlicher Gelegenheit auch einmal einen hübschen Stahldegen erhalten zu haben.

Goethe hat dieses Kinderfest bis in sein hohes Alter fast alljährlich begangen. In den siebziger und achtziger Jahren bereitete er es den Kindern der befreundeten Familien, in den neunziger Jahren seinem Sohne August und dessen Spielgesellen, im Alter seinen Enkeln und ihren Genossen.

Matthison, der Dichter, in seinen jüngeren Jahren Lehrer am Philanthropin in Dessau, hat Goethe bei einem solchen Kinderfeste beobachtet und schreibt darüber: „Ich lernte Goethe zuerst an einem Tage (1783) persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten. Es galt, Ostereier aufzuwittern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten und balgte sich bei dem Entdecken der schlau versteckten Schätze mitunter nicht wenig.

Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der stattliche Mann im goldverbrämten blauen Reitkleide erschien mitten in dieser mutwilligen Quecksilbergruppe als ein wohlgewogener, ernster Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beisammen bis nach Sonnenuntergang und gab ihnen am Ende noch eine Naschpyramide preis, welche die Cocagnen zu Neapel gar nicht übel nachbildete. (D. h. an dem oberen Ende einer mit Seife glatt gemachten Kletterstange waren an einem pyramidenförmigen Gestell allerhand Zuckerwaren aufgehängt, die sich die Knaben herunterholen mußten.)

Ein Mann, der an der Kindheit und an der Musik Ergötzen findet, ist ein edler Mann, wie schon Shakespeare behauptet, welchen Satz mir auch die Erfahrung mehr als einmal in das Buch meiner heiligen Wahrheiten einschrieb. Ich war eigentlich zudringlich, bloß um dem Verfasser von Werthers Leiden einen Blick abzugewinnen und mir sein Bild bleibend in die Seele zu prägen. Er war sehr artig und äußerte beim Anblick der ihm wohlbekannten Uniform des damals noch blühenden Philanthropins zu Dessau: ‚Sie sind hier völlig in Ihrem Elemente, und ich bitte Sie, zu bleiben, solange es Ihnen angenehm ist.'"

Die Knaben der Freundin.

Von den sieben Kindern der Frau von Stein waren bei Goethes Ankunft in Weimar noch drei am Leben, Karl, damals zehn Jahre alt, Ernst, achtjährig, und Fritz, drei Jahre vor der Ankunft Goethes geboren.

Es war nicht nur das innige Freundschaftsverhältnis zur Mutter, was Goethe die Knaben lieb machte, es war auch ihr frischer Kindersinn.

Aus Goethes Briefen an Frau von Stein läßt sich ein anschauliches Bild zusammenstellen über seinen Verkehr mit den drei Knaben.

Er nennt sie in guter Laune zuweilen „die Affen" oder „die Grasaffen", auch die „Wasseraffen" oder „die Meerkatzen". In ihrem Umgang ist's ihm oft wohler als in der Hofgesellschaft. Einst hatte er eine Partie nach

Buchfart, einem im Ilmtal mehrere Stunden oberhalb Weimar gelegenen Dorfe, arrangiert. Die Steinschen Kinder, auch Herders nahmen daran teil. Der Hof und die Herren und Damen der Umgebung fuhren zurück. Goethe aber zog es vor, mit den Kindern den Weg zu Fuß zurückzulegen. Dabei wurde allerhand Kriegsspiel getrieben. Die steilen Kalkfelsen am linken Ilmufer, in die wunderliche, fast unzugängliche Höhlen eingehauen sind, wurden als Festung angesehen, die es zu erstürmen galt. „Die Kinder werden viel von unserm fehlgeschlagenen Versuch auf die Festung erzählt haben," schreibt er am Abend der Frau von Stein.

Ein andermal sind sie seine Genossen beim Baden. „Von unserm Morgen werden Ihnen die Gras- und Wasseraffen erzählt haben." So hatten die Kinder der Mutter oft von „den Possen und Leben" mit dem Freund zu berichten.

Als sie mit ihrem Erzieher Kästner eines Nachmittags sich in Goethes Garten vergnügen, werden sie von einem Gewitter überrascht. „Die Grasaffen haben große Lust, das Gewitter bei mir abzuwarten und hier hausen zu kampieren. Eierkuchen haben wir schon gebacken und gegessen, also seien sie ohne Sorge, gut sind sie aufgehoben. Morgen sollen Sie sie wieder haben, und großen Spaß macht's ihnen." So schreibt er am Abend des 4. Mai 1777. Das Tagebuch meldet von diesem Tage: „Gewitter, Kästner und die Kleinen kampiert auf dem Boden." Und am nächsten Morgen bringen die Kinder der Mutter das Briefchen mit: „Da schicke ich

Ihnen die Kleinen wieder, sie mögen unsere Wirtschaft erzählen."

An ruhigen Abenden wiederholten sich die Szenen von Sesenheim, Wetzlar, Nassau und Offenbach: er kommt zu der Freundin, um den Kindern Märchen zu erzählen oder ihnen vorzulesen. Karl von Stein erinnerte sich noch im spätesten Alter, wie ihnen Goethe die löschpapiernen Volksbücher seiner Vaterstadt, den gehörnten Siegfried, die vier Haimonskinder, die heilige Genovefa, die schöne Melusine und Kaiser Oktavian schenkte und sie für ritterliche Bravheit und Teilnahme an der unterdrückten Unschuld zu begeistern wußte.

Heitere Kindergesellschaften werden oft im Hause der Freundin abgehalten. In einer solchen „großen Sozietät Kinder, die heut abend Komödie probiert haben und Streiche treiben," vergißt Goethe, daß er, wie er an Zimmermann schreibt, „anderswohin geladen und versprochen war" und bleibt lieber da. Auch zu den geselligen Vergnügen am Hofe zog er die Steinschen Kinder heran. Sie beteiligten sich an einer Kinderaufführung im Theater, wiederholt an Redoutenaufzügen und wirkten am Geburtstag der Herzogin mit bei einem pantomimischen Ballett. Ein andermal bei einer ähnlichen Feier waren sie in dem Maskenaufzug, zu dem Goethe den Planetentanz gedichtet hatte, unter den „schönen Kindern, die eilen, die Fürstin zu begrüßen", und in der maskierten Kavalkade zur Feier der Geburt des Erbprinzen ritt wohl einer oder der andere von ihnen mit im Zug.

Im Sommer weilten die Knaben mit ihrem Hauslehrer Kästner meist auf dem Landgute ihrer Eltern in Großkochberg bei Rudolstadt. Goethe war oft zu Gast da, machte dann mit den beiden älteren Knaben und Kästner Ausflüge in die Umgebung und genoß mit ihnen alle Freuden des ländlichen Lebens.

Einmal legte er den fast siebenstündigen Weg nach Kochberg zu Fuß von abends halb sechs bis halb zehn, also in vier Stunden zurück. Aber er fand doch alles schon verschlossen. „Da ich rief, ward ich von der alten Dorthee zuerst erkannt und mit großem Geschrei von ihr und der Köchin bewillkommt. Kästner kam auch mit seinem Pfeifchen herab, und Karl, der den ganzen Tag behauptet hatte, ich würde kommen. Ernst, der schon im Hemde stand, zog sich wieder an. Fritz lag schon im Schlaf."

Am nächsten Tag wird nachmittags nach Weißenburg gewandert und das Nachtquartier beim Pächter aufgeschlagen. „Die Nacht ist ganz herrlich durch das weite Tal, die Jungens sehr lustig und vergnügt ihrer Wanderung, sie wickeln sich auf und bereiten sich zu Bette." Als er am Tage darauf abreisen will, sind die Kinder traurig. „Ernst war sehr übel gestimmt und weinte fast, als ich fortwollte und er mit seiner Beschreibung nicht weiter konnte. Ich nahm auf mich, das Übrige zu melden. Es würde mir aber auch gehen wie Ernsten, drum berufe ich mich wie er auf Karlen."

Daß die drei Knaben in der vollen Ungebundenheit froher Jugendlust heranwachsen konnten, war im wesent-

lichen ein Verdienst ihres väterlichen Freundes. Rousseaus freie Anschauungen über eine naturgemäße Kinderpflege waren in den Gesellschaftskreisen, zu denen sie gehörten, damals noch keineswegs allgemein verbreitet, und namentlich Charlotte von Stein war nach wesentlich anderen Grundsätzen erzogen worden. Aber sie kam auch in diesem Punkte dem Freunde mit vollem Verständnis entgegen, sah es gern, wenn die Kinder um sie sprangen und jubilierten, und gönnte ihnen die tollste Freude. Wie sie sich mit ihren Spielgenossen in dem großen Hofe ihres Hauses in Weimar frei und ungehemmt herumtummeln durften, so machte der Mutter in Kochberg die unerschütterliche Fröhlichkeit der drei Brüder große Freude, und für alle ihre Eulenspiegeleien, für ihre Einbrüche in die Milch- und Obstkammer fanden sie bei ihr Verständnis und Verzeihung.

So wurde Goethe in Weimar der Verkünder und Vollender des Rousseauschen Naturevangeliums in einem guten Sinn des Wortes. Ihn selbst zog es mit magischer Gewalt zur Kinderwelt; es kann nur in einem augenblicklichen Unmut begründet gewesen sein, daß er sich einmal mit den Worten, „nicht mehr den Großmeister der Grasaffen machen zu wollen", weigerte, abends bei einem Kinderfest der Freundin zu erscheinen. Ein seinem wahren Wesen ganz entsprechendes Selbstzeugnis ist es vielmehr, wenn er 1779 an Kraft schreibt: „Wenn ich von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung."

Karl von Stein schied im Jahre 1780 aus dem Fa-

milienkreise. Er kam nach Braunschweig auf das Karolineum, wo er auf Kosten der Herzogin von Braunschweig erzogen wurde. Ernst war schon als Knabe vielfach kränklich. Goethe hat sich seiner mit rührender Sorge angenommen. Während seiner Abwesenheit in Italien erlag der zwanzigjährige Jüngling seinem Leiden auf einer Reise nach Karlsbad, wo er in Begleitung der Mutter Heilung suchen wollte.

Ehe wir das ganz einzigartige Verhältnis Goethes zu seinem Liebling Fritz von Stein schildern, müssen wir erst eine andere, höchst sonderbare Knabengestalt einführen, die Goethe in den Kreis der Steinschen Kinder brachte. Die Bemühungen Goethes um diesen Knaben sind ein herrliches Zeugnis edler Menschlichkeit und erzieherischer Pflichttreue einem Armen und Verlassenen gegenüber.

Im zwölften Buch von Wahrheit und Dichtung bezeichnet es der Dichter eingangs als eine seiner Eigenheiten, die ihm in seinem Leben so viel gekostet habe, daß er gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um ihn versammeln und an ihn knüpfen, wodurch er dann freilich mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern habe ihn nicht von dem angebornen Trieb zurückbringen können, der ihn noch jetzt bei der deutlichsten Überzeugung von Zeit zu Zeit irre zu führen drohe.

Er erzählt im Anschluß an dieses Selbstbekenntnis die Geschichte, wie er auf der Rückreise von seinem Straßburger Aufenthalt in Mainz einen Harfe spielenden

Knaben traf. Dieser gefiel ihm so, daß er ihn, weil die Messe gerade vor der Tür war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. Die Mutter Goethes hat damals zwischen dem rechtlichen Ordnungsgeist des Vaters und der Exzentrizität des Sohnes geschickt vermittelt. Sie sah wohl voraus, wie sonderbar es dem Vater vorkommen müßte, wenn ein musikalischer Meßläufer von einem so ansehnlichen Hause her zu Gasthöfen und Schenken ginge, sein Brot zu verdienen, und sorgte darum in der Nachbarschaft für Herberge und Kost. Eine andere „Wilhelmiade", in der er noch in weit stärkerem Maße als durch den kleinen Harfenspieler belastet wurde, spielte sich sechs Jahre später ab.

Auf seiner ersten Schweizerreise war Goethe mit einem jungen Hannoveraner, dem Baron von Lindau, zusammengekommen. Diesem hatte ein Hirtenknabe von Meiringen, Peter im Baumgarten, das Leben gerettet und war deshalb von ihm als Pflegling angenommen worden. Lindau übergab den Knaben zuerst der Fürsorge des Herrn v. Salis, des Leiters des Philanthropins in Marschlins. Vor seiner Abreise nach Amerika bedachte er seinen Retter mit einem Legat von 2000 Talern und bat Goethe, die Vormundschaft über ihn zu übernehmen.

Nach dem Tode Lindaus ließ Goethe den damals etwa zwölfjährigen Knaben nach Weimar kommen, um ihn hier zu erziehen. „Am 12. August 1777", heißt es in Goethes Tagebuch, „kam Peter an". Schon zwei Tage später schreibt er an Lavater: „Da schick' ich Dir die

Briefe von Peter Baumgartner, die Du weiter ſpedieren ſollſt. Mich macht's lachen, daß er zum Anfang einen Spießruten laufen und einen durchprügeln ſieht, das er, wie er ſagt, nicht wieder ſehen mag. Der Junge iſt nun mein, und wenn ich's recht kann, ſo ſoll er, wenn ich die Augen zutue oder ihn verlaſſe oder er mich, von niemand abhängen, weil er von allen abzuhängen fühlen muß."

Als er Ende Auguſt zu längerem Herbſtaufenthalt nach Ilmenau und Eiſenach ging, bot die Freundin in Kochberg dem Knaben auf dem Lande Freiſtatt. „Ich ſchick Ihnen Petern, denn es iſt doch nun ſo, daß Sie immer etwas von mir haben müſſen."

Peter wird dem Hauslehrer Käſtner übergeben, er ſoll in Geſellſchaft mit den Kindern, namentlich mit dem gleichaltrigen Karl, leben und lernen. Faſt in jedem Briefe erkundigt ſich nun Goethe nach dem Knaben. „Durch dieſen Boten können Sie mir ſchreiben, auch von Petern was, und recht viel, bitt' ich Sie." „Grüßen Sie Petern!" „Schreiben Sie mir etwas von den Kleinen und Petern." Und nach der in der erſten Oktoberhälfte erfolgten Rückkehr nach Weimar: „Grüßen Sie die Kleinen und Petern, den Sie wohl behalten, bis ich eingerichtet bin."

In Kochberg lebte Peter mit den Steinſchen Kindern in ländlicher Freiheit, und Frau von Stein freute ſich zunächſt über das friſche Leben, das durch den Ankömmling unter ihre Kinder kam. Karl nahm den Jungen ſogar mit in ſein Bett auf, überließ es ihm

dann ganz und schlief eine Zeitlang auf einer Decke am Fußboden.

Peter brachte freilich manche unangenehme, ja rohe Angewohnheit mit. Er war von einer Ziege gesäugt, in einem Baumgarten aufgefunden worden und durch den Mangel jeder Erziehung verroht, so daß alle Güte und Freundschaft auf ihn wenig Eindruck machten. Auch im Bett wollte er sich nicht von seinem schwarzen Spitz Hänsli trennen, und das Rauchen war dem halbwüchsigen Jungen bereits zur festen Gewohnheit geworden. Goethe war mild genug, dagegen nicht mit zwingendem Verbot aufzutreten. „Bitten Sie Kästnern," schreibt er am 6. September von Eisenach aus an Frau von Stein, „nur einige Pfeifen ihm des Tages auf gute Weise abzubrechen, denn ich halte den Toback denn doch bei so einem Jungen für ein Specificum, sagen Sie Kästnern, er wüßt es schon, und also mag er immer rauchen."

Das Lernen ging bei dem verwilderten Jungen sehr schlecht, bald entstand auch, da er sich gegen den jüngeren Ernst wiederholt unhöflich betrug, Uneinigkeit zwischen ihm und Karl.

Auch im eignen Haus in Weimar hatte Goethe mit dem Burschen viele Schwierigkeiten, ja dieser vergalt ihm seine Wohltaten mit Ungezogenheiten schwerster Art. „Der Bub, den Goethe von Baron Lindau zu sich genommen hat," erzählt Joh. G. Müller, „machte ihm viel Verdruß, war sehr störrisch und stolz. Einst stund Lavaters Büste von Gips im Zimmer, er ging hin,

überschmierte ihn ganz mit Tinte und ließ ihm nur weiße Augen und Schnauz."

Nach ungefähr zwei Jahren wenig fruchtbarer erzieherischer Einwirkung bringt Goethe Petern nach Ilmenau zur Erlernung der Försterei. Aber auch dahin begleitet den Knaben die ständige Sorge des Vormundes. In Ilmenau lebte damals ein anderer seiner Schützlinge, Kraft. Diesem empfahl er Petern mit dringenden Worten. Am 13. Juli 1779 schreibt er an Kraft: „Wenn Sie in Ihrem neuen Quartier sind, wünsche ich, daß Sie einem Knaben, für dessen Erziehung ich zu sorgen habe und der in Ilmenau die Jägerei lernt, einige Aufmerksamkeit widmen. Er hat einen Anfang im Französischen, wenn Sie ihm darin weiter hälfen. Er zeichnet hübsch, wenn Sie ihn dazu anhielten. Ich wollte Zeiten bestimmen, wo er zu Ihnen kommen sollte. Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auch sein Wachstum im Auge hätten."

Für Krafts Bemühungen ist Goethe voll Dankes. „Was Sie an Petern tun," schreibt er am 9. September, „dank ich Ihnen vielmals, denn der Junge liegt mir am Herzen. Tun Sie nur gelassen Gutes an ihm, wie Sie ihm ankommen können. Ob er liest, ob er Französisch treibt, zeichnet usw., mir ist alles recht, nur daß er für die Zeit etwas tue und daß ich von ihm höre, wie Sie ihn finden und was Sie über ihn denken.

Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein erstes und letztes betrachten und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler; jetzt, da er in den Wald soll, will er zeichnen, er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei sollte." Und in einem späteren Briefe: „Durch Ihre Aufmerksamkeit auf diese Dinge und Ihre Bemühungen mit Petern leisten Sie mir einen wahren Dienst und vergelten mir reichlich alles, was ich für Sie getan."

Es ist rührend zu verfolgen, wie Goethe für alle leiblichen und geistigen Bedürfnisse seines Mündels besorgt ist, wie er z. B. selbst ein Stück Leinwand nach Ilmenau sendet zu einem Halbdutzend Hemden für ihn, rührend auch, wie auf der zweiten Schweizerreise im Herbst 1779 Goethe und sein Philipp Seidel in Meiringen die Familienverhältnisse Peters erkunden wollen. „Von Petern haben wir niemand zu sprechen können kriegen," sagt das von Seidel geführte Tagebuch; auf dem Wege nach Brienz erfahren sie aber doch etwas von ihm, und mit Befriedigung schreibt Seidel: „Ein Schwager des Peters war denen Herrens nachgelaufen und gab ihnen einen Brief mit. Außer dieser Schwester hat er noch einen Bruder, eine Stiefmutter und Stiefgeschwister."

Mit Peter im Baumgarten hat sich Goethe tatsächlich eine neue Bürde aufgeladen, an der er zu tragen und zu schleppen hatte. Zu den Schwierigkeiten der Er-

ziehung traten andere wirtschaftlicher Art. Goethe hat seinen Pflegling volle zwei Jahre aus eigner Tasche unterhalten, denn das Legat für ihn wurde erst im Jahre 1780 ausgezahlt. Ja, es bedurfte langwieriger und umständlicher Verhandlungen mit den Erben Lindaus, mit seinem Testamentsvollstrecker von Salis und andern Personen, es bedurfte eines ausführlichen Rechtsgutachtens, um das Vermächtnis für Peter zu retten.

Im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar befindet sich ein starker Faszikel von Briefen, Aktenstücken und Rechnungen aus den Jahren 1775—1793, die sich nur mit Peter befassen. Der Band beweist zur Genüge, wie ernst Goethe es mit seiner Vormundschaft genommen, welche Summe von Sorge, Mühe, Arbeit und Verdruß für ihn aus den Worten geflossen ist: „Der Junge ist nun mein"; zugleich aber auch seine Geduld und Nachsicht, Menschenfreundlichkeit und Milde, selbst Schwächen und Fehler läßlich zu behandeln.

Die Gegensätze berühren sich! Nun zu der anmutigsten Kindergestalt aus dem Leben Goethes: Fritz von Stein.

Goethe erwies dem Knaben alle Zärtlichkeiten, wie sie nur ein Vater einem lieben Kinde erweisen kann. Den Dreijährigen herzt und küßt er, nimmt ihn auf den Schoß und füttert ihn, den Fünfjährigen setzt er zu sich aufs Pferd, wenn er nach Tiefurt reitet. Und je mehr der Knabe heranwuchs, desto inniger wurde seine Zuneigung zu ihm; was er seiner Mutter nicht erzeigen konnte, damit überhäufte er das Kind, und die Lieb-

kosungen, die er ihm zuteil werden ließ, waren oft in ihm der Mutter dargebracht.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir Fritzens Angesicht haben sehen lassen."

„Danke für den guten Morgen auf Fritzens freundlichem Gesicht."

„Fritz hat mich heute noch im Bett angetroffen, und so war das erste, was ich heute morgen sah, das Beste, was Dir angehört."

„Ich habe Sie in Fritzen aufs herzlichste umarmt."

„Fritzen habe ich in Deine Seele geküßt."

„Ich liebe Dich in ihm."

Und als später Fritz ganz in Goethes Haus zog, schreibt er: „Du weißt nicht, wie sehr ich Dich auch in ihm liebe, und wie ich mich freue, ein Pfand von Dir zu haben." „An ihm genieße ich jeden Augenblick im stillen das Glück, daß ich ganz Dein bin." „Fritz ist wohl, und Du bist mir durch ihn immer nahe."

„Ihren Fritz mit Blumen und Früchten schicke ich Ihnen wieder, das ist das Schönste, was mir jetzt die Welt hat."

„Du glaubst nicht, wie lieb mir heute Fritzens Anblick war, wie ich Dir ewig neue Treue in ihm zugesagt habe, als ich ihn zum Morgengruß an mich drückte."

Als er Fritz mit nach Ilmenau nimmt, schreibt er vorher: „Ich meine, ich müßte Dich mitnehmen. Fritz soll Dein Bildnis sein." Und ein andermal vor der Abreise nach Jena: „Wenn ich Dich doch mitnehmen könnte.

Ich werde Fritzen wohl aufpacken, damit ich doch etwas von Dir habe."

Ein Gruß an Fritz war vielen der kleinen Briefe an die Mutter beigefügt, oft wandert auch ein Frühstückskörbchen mit Kuchen für sie und Fritz in das Steinsche Haus. Und zum Weihnachtsfest wird stets Fritz besonders bedacht. Von seinen Reisen bringt er dem Knaben immer etwas mit, fragt wohl auch vorher seine Mutter nach seinen Wünschen.

Am Tun und Treiben des Kindes nimmt er regen Anteil, und seine geistige Entwickelung verfolgt er mit stetem Interesse. „Wir waren in seinem Gärtchen, und seine Bohnen interessieren mich mehr als meine Bäume. Ich danke Gott, der mir den Sinn gegeben hat, ihm seine Aqueducs nicht zu verderben, sondern sie zu ehren." „Schick mir Fritz zum Essen, ich habe ein Spielwerk für ihn."

Schon als kleineren Knaben hatte Goethe Fritz zuweilen des Nachts bei sich behalten. Es scheint dabei recht lustig zugegangen zu sein, denn Goethe schreibt: „Fritz hat mich früh mit dem Pantoffel geweckt, lassen Sie sich von ihm sein Erwachen beschreiben," und nach der Neujahrsnacht 1779: „Fritz hat mich vor vieren geweckt und das neue Jahr herbei gegäckelt."

In wahrhaft väterlicher Weise ist er um Fritzens Erziehung besorgt gewesen.

In seinem ganzen Leben und Wirken ist ja überhaupt ein starker pädagogischer Zug bemerkbar. Der sechzehnjährige Student hatte nicht nur im Stockschen Hause

sein pädagogisches Talent erprobt, er hatte sich auch mit einer Würde, die ihn später in der Erinnerung selbst höchlichst ergötzte, seiner nur ein Jahr jüngeren Schwester Kornelie gegenüber als Lehrer und Berater aufgespielt. Schon ernster war die Beschäftigung mit den d'Orvilleschen Kindern. In einem Briefe an Auguste Stolberg heißt es: „Die Kinder tollen über mir, es ist mir besser, ich gehe hinauf, als zu tief in den Text zu geraten. — Ich hab das älteste Mädchen lassen anderthalb Seiten im ‚Paradiesgärtlein' herabbuchstabieren, mir ist ganz wohl."

An seinem Liebling Fritz fand er nun ein würdiges und dankbares Objekt pädagogischen Interesses.

Der Hauslehrer Kästner war Pagenhofmeister geworden, Ernst und Fritz zogen mit ihm in die Pagenwohnung. Fritz sollte auch zunächst noch dort bleiben, nachdem Ernst 1782 zur Erlernung des Forstfaches zu einem Forstmann in die Lehre getreten war. Daraus entstand aber für das Kind eine zerstreute Lebensweise, die Regelmäßigkeit des Unterrichts litt gar sehr, und außerdem lernte der Kleine von den älteren Pagen allerhand Unarten. So erklären sich die Worte Goethes in einem Brief an die Freundin: „Grüßen Sie meinen Bruder, nicht in Christo, sondern in der Unart und der Unbetulichkeit."

Da entschloß sich Goethe, selbst den Unterricht Fritzens in die Hand zu nehmen. Die besorgte Mutter ermuntert er mit den Worten: „Sei ruhig, es wird sich geben, tue nur vorerst das Kind drüben weg (aus der Pagen-

wohnung) und laß ihn hüben (im Steinschen Hause) schlafen, wenn Ernst weg ist, denn es schickt sich auf alle Fälle nicht länger. Dann wollen wir es einzuleiten suchen, und ich will ihm alles sein, was ich kann. Beruhige Dich. Lebe wohl und fürchte nicht. Ich bin immer Dein und der Deinigen."

So begann nun der Zeitabschnitt im Leben des Knaben, von dem er später selbst sagt: „Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er mich behandelte, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche."

Gleich am nächsten Tage schreibt Goethe: „Ich hatte heute schon einen sehr schönen Anfang mit Fritzen gemacht. Er ist den ganzen Tag bei mir, und fleißig und munter und gut."

Zunächst hat er freilich den Umzug in die neue Wohnung am Frauenplan zu erledigen. Fritz hilft dabei. „Ich muß zu Hause bleiben, um heute mit Fritz alles in Ordnung zu bringen." Aber selbst in der Unruhe des Umzugs korrigiert er Fritzens Konzept. Im Laufe des Jahres 1782 gewöhnte er nun den Knaben an regelmäßige Beschäftigung in seinem Hause und Garten und kettete ihn so immer enger an sich. Öfters blieb Fritz auch während der Nacht bei ihm. Im nächsten Frühjahr aber faßt er den Plan, das nun zehnjährige Kind ganz zu sich zu nehmen. „Sprich mit Steinen wegen Fritzen, ich wollte, es geschähe bald," schreibt er am 18. Mai 1783. Und eine Woche später: „Fritz hat gut wie immer geschlafen und räumt nun seine Sachen ein: Du weißt doch, wie sehr ich Dich auch in ihm liebe, und wie ich

mich freue, dies Pfand von Dir zu haben." Zuerst ist Fritz nicht gut untergebracht, darum wird er acht Tage später umquartiert. „Fritzen habe ich umquartiert, sage ihm aber nichts. In der dunkeln Kammer war böse Luft, die er nicht einatmen muß."

Fritzens Mutter aber ist dem Freunde von Herzen dankbar für seine Sorge um ihr Kind. Bald nach seiner Übersiedelung in Goethes Haus berichtet sie ihrer Schwägerin Sophie von Schardt das Ereignis mit den Worten: „Noch etwas, das mir sehr lieb ist. Goethe hat Fritzen zu sich genommen und benimmt sich so verständig und gütig in seiner Erziehung, daß man von ihm lernen kann. Er ist von den wenigen, die Rousseaus innern Sinn in der Erziehung zu fassen wissen, und weil Fritz von Natur ein hübsches Ebenmaß in sich hat, machts Goethen selbst Freude, sich mit ihm abzugeben."

Die Unterweisungen, die Goethe Fritz zuteil werden ließ, bewegten sich wohl weniger in der Form geschlossener Unterrichtsstunden, als vielmehr in der des freien Verkehrs, in der Anleitung zu eigenen Arbeiten und in deren Überwachung und Korrektur. Zuweilen ist Fritz sein Sekretär, er diktiert ihm an Wilhelm Meister: „nun sitz ich mit Fritzen und diktiere und er schreibt, und ihn amüsierts mitunter und er möchte gern mehr wissen." Oder er läßt ihn bedeutende Briefe auswärtiger Freunde abschreiben, wie z. B. einen von Merck an Anna Amalia gerichteten über den Naturforscher Camper. Gelegentlich benutzt er ihn wohl als Hilfe bei der Erledigung seiner umfangreichen Korrespondenz; nennt er ihn doch

einmal scherzweise in einem Briefe an seine Mutter seinen „Geheimen Sekretär".

Goethe gewährt sogar dem zwölfjährigen, „der manchmal nicht begreifen kann, daß ich so viel zu tun habe", Einblick in seine amtlichen Arbeiten. „Gestern ließ ich ihn Suppliken lesen und sie mir referieren. Er wollte sich zu Tode lachen und gar nicht glauben, daß Menschen so übel dran sein könnten, wie es die Bittenden vorstellten." Zur Übung der Rechenfertigkeit hatte der Knabe zuweilen die Rechnungen und Wirtschaftsbücher seines Erziehers zu führen. Als Ernst noch zu Hause war, nahm auch er zuweilen an den Belehrungen teil, freilich wohl nicht immer mit dem rechten Ernst. „Fritz und Ernst machen sich sehr lustig, und wenn auch einmal selectae historiae auf eine Viertelstunde vorgenommen werden, so kehrt doch die Torheit bald wieder zurück."

Als pedantischer Lehrer hat Goethe seinem Zögling nicht gegenübergestanden; er hat vielmehr die anregendste und wirksamste Form der Unterweisung gewählt und ist dem Schüler ein Genosse im Lernen gewesen. Wußte er doch aus seinen eigenen Kinderjahren von dem Beispiel seines Vaters, „daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man selbst schon in gewissen Jahren sich wieder zum Schüler erkläre".

Das Zeichnen, dessen bildenden Wert bekanntlich Goethe außerordentlich hoch schätzte, — nannte er es doch später einmal die sittlichste aller Fertigkeiten — treibt er mit dem Knaben zusammen. Als die ersten lateinischen Vorschriften aus England eingeführt wurden, übt er die

neuen Formen zusammen mit ihm, und mehr als einmal ist der an die Mutter gesandten Schreibprobe von Fritz eine von Goethes eigner Hand beigefügt. Er meint, Fritz, da dieser seine Schrift zu vernachlässigen anfange, durch die gemeinsamen Schreibübungen ein gutes Beispiel zu geben. Im Goethe- und Schiller-Archiv befinden sich noch mehrere Hefte mit Schreibübungen Fritzens in lateinischer Schrift, und über die damals (in französischer Sprache) geschriebenen Briefe Goethes an Charlotte von Stein sagt der Herausgeber, daß sie in der Tat ein vortreffliches Beispiel seien, von einer reinlichen, markigen, gleichen Handschrift, deren angenehme Klarheit etwas Großartiges habe.

Gleich an einem der ersten Abende, da Fritz in Goethes Haus blieb, wird gemeinschaftliche Lektüre in Angriff genommen: „Gestern abend haben wir noch im Linné von den Fischen gelesen, und zwar im Bett." Über einen der nächsten Abende kann Goethe berichten, daß Fritz ihm in den „Konfessions recht artig" vorgelesen habe. Andere Abende werden mit Dichten von Rätseln zugebracht, die Fritz dann am folgenden Morgen der Mutter sendet.

Von Sprachstudien finden wir besonders das Italienische erwähnt, das Goethe 1786, als er sich im stillen auf seine Italienfahrt vorbereitete, mit Fritz gemeinschaftlich trieb. Von Jena aus grüßt er seinen „italienischen Freund", und Fritz verwendet seine Sprachkenntnisse in Briefen an ihn.

So standen in seinem Geistesleben die Lust zu lehren

und die Luſt zu lernen in Verbindung und reger Wechſelwirkung, ja er empfand dabei mehr als einmal die Wahrheit des docendo discimus. Als er während eines Aufenthaltes in Ilmenau Fritz in ſein geologiſches Syſtem einzuführen verſuchte, freute er ſich nicht nur darüber, daß der gelehrige Schüler „alles recht wohl begriff", ſondern er hatte auch die angenehme Empfindung, daß bei ihm „ſelbſt die Materie mehr an Klarheit und Beſtimmtheit gewonnen hatte". „Die Kinder ſind ein rechter Probierſtein auf Lüge und Wahrheit," ſchreibt er im Anſchluß daran, „es iſt ihnen noch gar nicht ſo ſehr wie den Alten um den Selbſtbetrug Not."

Wenn es ihm ſelbſt auch nicht ſo erging wie ſeinem Wilhelm Meiſter, dem im Verkehr mit dem kleinen Felix „ſeine eigene Beſchränkung in den einfachſten Naturerſcheinungen erſt recht lebendig wurde" und der überraſcht bemerkte, „daß wirklich der Knabe mehr ihn, als er den Knaben erziehe", ſo war doch auch für ihn der Umgang mit Fritz ein vorzügliches Mittel der Selbſtbildung und Selbſterziehung, und was er in den „Lehrjahren" dem Lothario in den Mund legt: „Was ſogar die Frauen an uns ungebildet zurücklaſſen, das bilden die Kinder aus, wenn wir uns mit ihnen abgeben," es iſt auch ein Widerhall des Selbſterlebten.

Bei dem tiefen Intereſſe Goethes für die Natur iſt es ſelbſtverſtändlich, daß er ſeinen Zögling auch in die Naturkunde einführte. Schon am frühen Morgen, da die Mutter noch ſchläft, als ſie an ihrem Fenſter vorbeigehen, wird botaniſiert. Gerade die Pflanzenkunde, die

„alte, wohlfundierte Liebschaft", wie sie Goethe später einmal in einem Brief an Zelter nennt, ist wohl gründlich betrieben worden; er habe „Fritz Botanika diktiert", schreibt er einmal. Für seine eigenen botanischen Studien schafft ihm der Knabe oft das Material herbei: „Fritz hat mir heute eine Wassermoosart von dem Teiche in der Teichgasse geholt."

Aber auch die Chemie kommt zu ihrem Rechte. Goethe geht mit dem Knaben nach Oberweimar, wo die Brüder Einsiedel ein chemisches Laboratorium eingerichtet hatten. „Wir handelten allerlei mit dem alten Doktor ab, bei dieser Gelegenheit haben wir die chemischen Zeichen durchgegangen, und Fritz hat sich eine Abschrift davon gemacht."

War Goethe auf Reisen, so hoffte er, daß Fritz während seiner Abwesenheit selbständig arbeite. „Grüß Fritzen recht schön," schreibt er aus Gotha, „und sag ihm, er soll mir etwas fertig machen, bis ich wiederkomme, es sei gezeichnet oder geschrieben."

Im übrigen aber wußte er, daß Leben und Erfahrung bessere Lehrmeister sind als Wort und Schrift. Die Spaziergänge mit dem freundlichen Führer waren für Fritz eine Fundgrube der Wissensbereicherung. Wenn es in der Stadt irgend etwas zu sehen gab, etwa einen Mann mit wilden Tieren, so mußte der Knabe dabei sein, und als später der Architekt des Schloßbaues, Baumeister Arends, in Weimar war, nutzte Goethe auch dieses Ereignis für die Bildung seines Zöglings aus. „Fritz

wird in diesen wenigen Tagen viel lernen. Er hat Verstand genug, das Rechte geschwind zu merken."

Über das Befinden und Verhalten des Knaben erstattet Goethe der Freundin oft Bericht, namentlich wenn sie von Weimar abwesend ist. Dabei zollt er dem Betragen Fritzens fast immer volles Lob. „Fritz ist gut," heißt es, oder „Fritz ist gar gut und wird uns gemeinsame Freude machen," oder „Fritz recht gut und glücklich," oder „Fritz gut und artig." Ein andermal: „Wir sind gar gut miteinander", oder auch: „Fritz ist sehr lustig und wohlgemut." „Fritz ist recht artig und faßt sich bald, wenn ihm etwas gegen die Stirn läuft."

Wie gemütlich klingt es, wenn Goethe schreibt: „Fritz setzt sich eben zu mir und läßt sich gekochte Kirschen mit einer recht süßen Sauce herrlich schmecken. Er freut sich sehr, daß ich ihn ans Kamin zu mir sitzen lasse, was nicht immer gestattet wird, weil er unruhig ist, und Unfug macht. So sitzen wir zusammen, die Deinigen." Ein andermal muß freilich die Konsequenz nachdrücklicher beobachtet werden. „Fritz war so lange artig, bis er sah, daß ich nicht nachgeben wollte."

Aber diese wenigen Andeutungen, die lediglich zeigen, daß Goethe in seinem Erziehungswerke auch den väterlichen Ernst walten ließ, vermögen nicht, das überaus freundliche Bild zu trüben, das uns das Zusammenleben des Mannes und des Knaben gewährt. Wir empfinden die ganze Herzlichkeit, die in den Worten liegt, welche Goethe eines Morgens der Freundin sendet: „Diesen Abend sehe ich Dich wieder und will indes

etwas Guts tun und Deinem Fritz nützlich sein und ihm einen fröhlichen Tag machen."

Als ein außerordentlich wichtiges Mittel der Bildung betrachtete Goethe das Reisen. Er selbst betätigte ja oft und gern, was er Faust ausrufen läßt: „Flieh', auf, hinaus ins weite Land", und seinen Zögling hat er in den Jahren 1781—85 an den meisten seiner Reisen teilnehmen lassen. Was das aber bedeutet, können wir aus den Worten Riemers entnehmen, der in der Erinnerung an die mit Goethe unternommenen Fahrten in die Worte ausbricht: „Mit Goethe zu reisen war ein hoher, ja höchster Genuß."

Fritz war kaum acht Jahre alt, als ihn Goethe zum ersten Male mitnahm. Die Reise ging nach Dessau und Leipzig und dauerte etwa acht Tage. Von Merseburg aus, wo das erste Nachtquartier genommen wurde, schreibt Goethe an Frau von Stein: „Mit Fritzen an einem Tisch habe ich eine Kanzlei aufgeschlagen, er ist recht gut und lieb und rein. Christus hat recht, uns auf die Kinder zu weisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden." Und nach der Rückkehr: „Fritzens Urteil über die Menschen ist unglaublich richtig. Nur müssen wir suchen zu hindern, daß ihn das Glück nicht übermütig mache. Ich habe ihm einige ruhige, sehr wahre Lektionen gegeben, und er ist sehr geschmeidig. ... Meine Liebste, ich habe mich immer mit Dir unterhalten und Dir in Deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich habe ihn gewärmt und weich gelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht."

Der Frühling 1783 führt beide nach Ilmenau. Fritz schläft die Nacht vor der Abreise bei Goethe, „da er früh schon heraus muß", und schon „um halb viere" sind beide reisefertig. Daß Goethe die Gelegenheit benutzt, ihn in ein Bergwerk einfahren zu lassen, ist selbstverständlich. „Eben kommt Fritz ganz vergnügt aus dem Kohlenwerke zurück."

Im schönen Mai, zur Himmelfahrtszeit, geht's nach Jena. Nachdem Goethe am Vormittag ernstere Geschäfte erledigt hat, trifft er Fritzen „in Maue, wo er mit Götzen (Goethes Schreiber) hingegangen war, und wir aßen da zusammen. Er hatte große Lust, auf die Leuchtenburg, die er vor sich liegen sah, zu gehen. Morgen laß ich ihn mit Magister Lenz hinfahren, worauf er sich schon sehr freut." Von Maua bis Burgau fährt dann die vergnügte Gesellschaft auf der Saale, und von da marschiert man zu Fuß nach Jena zurück.

In Jenas schöner Umgebung ist Goethe auch in den folgenden Jahren oft mit dem Knaben umhergestreift. Auf dem Fuchsturm überrascht sie einst ein tüchtiger Regen, in „Ziegenhahn" erst finden sie Unterschlupf und entschädigen sich dort durch den Genuß von Milch.

Ein bedeutungsvolles Ereignis im Kinderleben Fritzens war die große, über einen Monat dauernde Reise, die Goethe im Spätsommer 1783 mit ihm unternahm. Das Ziel war der Harz, Göttingen, Kassel. Zunächst wurden Langenstein und die Roßtrappe besucht, von da stieg man herab ins Bodetal, „wo ich Dich hundertmal hingewünscht habe, als ich mit Fritzen auf

einem großen, in den Fluß gestürzten Granitstück zu Mittag aß. Du glaubst nicht, wie artig er ist, wie viel Delikatesse er gegen mich zeigt. Ich habe nur einige Male nötig gehabt, mit ihm ernstlich über kleine Unarten zu sprechen, Du solltest sehen, welch eine reine Wirkung es getan." Und am nächsten Tage heißt es: „Fritz ist sehr glücklich und bildet sich zusehends. Er macht mir viele Freude und gewiß auch Dir, wenn er wiederkommt." „Was Fritz gut und verständig ist, kann ich Dir nicht ausdrücken."

Von Zellerfeld aus besteigen die beiden den Brocken. „Fritz war gar munter und brav. Er ritt auf einem kleinen Pferdchen so gerade hin, als wenn er ganz damit bekannt wäre, er ist sehr glücklich und hat nur kleine Anfälle von Laune und Unart." Von Göttingen aus wäre Goethe am liebsten geradeswegs zurückgereist. „Fritze aber plagt mich so sehr, Kassel und besonders den Riesen auf dem Winterkasten (der jetzigen Wilhelmshöhe) zu sehen, daß ich ihm die Freude nicht verderben kann. Du wirst Dich verwundern, wie er zugenommen hat." Der Reisegenuß macht aber den Elfjährigen heißhungrig, auch in Kassel möchte er noch nicht umkehren. „Wenn es Fritzen nach ginge, so müßte ich nach Frankfurt, er plagt mich und tut alles, um mich zu überreden. Wenn ich ihm sage, seine Mutter sei allein, so versichert er mir, die meinige würde ein großes Vergnügen haben, uns zu sehen."

Von seiner Mutter erhielt Fritz auf der Reise das folgende reizende Briefchen:

„Es freut mich sehr, daß Du in der schönen weiten Welt meiner gedenkst, und mir dieses, obzwar nicht mit sehr wohlgestalten, doch mit leidlichen Buchstaben zu erkennen gibst. Da Du so viel länger weg bist, als ich glaubte, fürchte ich, es wird mit Deiner Garderobe schlimm aussehen. Wenn Deine Kleider nichts taugen und Du vielleicht dazu, so sage nur dem Geheimderat G., daß er mein liebes Fritzchen ins Wasser werfe. Dein Briefchen habe ich bestellt, auch an alle Pagen Dein Kompliment gemacht... Die jungen Zwiebeln zu legen, will ich besorgen. Die jungen Kätzchen machen Dir eine Empfehlung und springen und balgen sich, wie ehemals die jungen Herrn von Stein. Murz ist aber so ernhaft worden, wie Deine alte Mutter. Lebe wohl, erkenne Dein Glück und bemühe Dich, durch Deine Aufführung dem Geheimderat wohlgefällig zu werden."

Im Februar 1784 nimmt Goethe Fritz und auch Ernst zu einer Winterfahrt mit nach Ilmenau, läßt sie an der Neueröffnung des Bergbaues teilnehmen und belehrt sie hierüber. Die Knaben vergnügen sich dabei auch mit Schlittenfahren.

Der Sommer 1784 bringt einen etwa sechswöchigen Aufenthalt in Gotha und Eisenach. Von Gotha aus schreibt Goethe: „Fritz ist sehr munter, ich habe ihn an alle Orte allein hingeschickt, damit er sich betragen lerne, und wie ich höre und merke, macht er es wohl gut, es freut mich, Dir ihn immer besser wieder zu bringen." Auch mit den herzoglichen Prinzen kommt Fritz zusammen. Sie schenken ihm einen großen Drachen, der

dann im Wagen mit nach Eisenach genommen wird. Von dem Aufenthalt in Eisenach hofft Goethe, daß er Fritz sehr bilden helfen werde. „Er ist da mit vielen neuen Gegenständen umgeben, mit denen er spielen kann, mag und darf." „Er wird, ohne es zu merken, in die Welt eingeführt, und wird damit bekannt sein, ohne es zu wissen. Er spielt noch mit allem."

Dabei war auch das Leben in der Fremde voller Herzlichkeit und Freudigkeit. „Fritz tanzt im Hemde zu Bette, ich hab ihn herzlich an mich gedrückt." Selbstverständlich nimmt Fritz an Goethes Ausflügen in die Umgegend von Eisenach teil. „Er hat unsägliche Freude, daß er morgen mit ins Gebirge reiten darf." Nur eins gefällt Goethe nicht. „Sein Vater hat ihm (Fritz) wieder einmal die Haare abschneiden lassen, das ihm ein albern Aussehen gibt."

Das Jahr 1785 wurde für Fritz besonders bedeutungsvoll. Im Frühling war er mit Goethe in Ilmenau, worüber dieser an Frau von Stein schreibt: „es interessiert ihn alles und auf eine gute Weise, er wird in wenigen Jahren unglaublich unterrichtet sein."

Aber einen ganz eigenartigen Genuß brachte ihm im September eine Reise nach Frankfurt zu Goethes Mutter.

Fritz war schon einige Jahre vorher zu dieser herrlichen Frau in ein vertrautes Verhältnis getreten. Er hatte ihr wiederholt Briefchen geschrieben, und Frau Aja hatte zu dem Knaben gleich herzliche Freundschaft empfunden. Sie redet ihn schon in ihrem ersten Briefe

„lieber Sohn“ an und unterzeichnet sich als „wahre Freundin und Mutter“.

„Es geht Ihnen also recht gut bei meinem Sohne, o, das kann ich mir wohl vorstellen. Goethe war von jeher ein Freund von braven jungen Leuten, und es vergnügt mich ungemein, daß Sie sein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und also gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverlässiger werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die Abwesenheit von ihm mir oft trübe Stunden macht. Sie, mein kleiner Freund, könnten da nun ein großes gutes Werk tun, zumal da Sie mich lieb haben, wird's Ihnen gewiß nicht sauer ankommen, hören Sie, lieber Freund, meinen Vorschlag. Da Sie beständig um meinen Sohn sind, also mehr von ihm wissen als jeder andere, wie wäre es, wenn Sie so ein kleines Tagebuch hielten und schickten es mir alle Monat — — viele Arbeit soll es Ihnen gerade nicht machen, nur ungefähr auf diese Weise: Gestern war Goethe im Schauspiel, abends zu Gaste, heute hatten wir Gesellschaft u. s. w. Auf diese Weise lebte ich gleichsam mitten unter Euch, freute mich Eurer Freuden und die Abwesenheit verlöre viel von ihrer Unbehaglichkeit, eine kleine Zeile morgens oder abends geschrieben — macht Ihnen wenig Mühe, mir aber würde es unbeschreiblich wohltun. Ueberlegen Sie sich die Sache einmal, ich glaube, es geht.“

Und Fritz überlegte sich die Sache, und es ging. Er schickte nicht nur monatlich das Tagebuch, sondern auch eine Zeichnung seiner Stube in Goethes Hause, von

Ilmenau die gedruckten Reden, die bei der Neueröffnung des Bergbaues gehalten worden waren, eine Zeichnung der Bergleute, ein andermal seinen Schattenriß und eine genaue Schilderung seiner Person und seines Charakters.

Fritzens Sendungen erregen die höchste Freude bei der liebenswürdigen Frau. „Lieber Sohn, das ist ja recht brav, daß Sie so schön Wort gehalten haben — das Tagebuch ist so ganz recht und hat mich außerordentlich gefreut."

„Nein, einen solchen lieben, fleißigen Korrespondenten hab ich noch nicht gehabt; es wird ein großes Vergnügen vor mich sein, wenn Sie die Güte haben, so fortzufahren, die kleinste Begebenheit, die Sie mir berichten, hat mehr Reiz für mich, als alles, was sonst in der weiten Welt passieren mag."

Zu Ostern kommt ein kleines Meßgeschenk für den lieben Korrespondenten an und zu Weihnachten etwas vom heiligen Christ, „Bonbons nebst einem Geldbeutel".

Bei solch gegenseitiger Herzlichkeit war es kein Wunder, daß man von beiden Seiten danach trachtete, sich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Goethe, der wohl wußte, was eine Reise nach der alten Kaiserstadt und die persönliche Bekanntschaft mit seiner Mutter für Fritz bedeuten würden, unterstützte den Plan; „ich hoffe, die Reise soll Fritzen wohltun", schreibt er an dessen Mutter. Er war erfreut, als sich im Sommer 1785 Gelegenheit zum Reiseanschluß an eine befreundete Familie bot.

Die Reise des Knaben selbst begleitet Goethe mit dem höchsten Interesse. Er ist ungeduldig, ehe der erste Brief von ihm ankommt, als aber dann am übernächsten Tage gleich mehrere zusammen eintreffen, schickt er sofort einen Boten nach Kochberg, der sie seiner Mutter bringen soll. „Dieser Bote soll Dir Fritzens Briefe bringen, kaum erwarte ich es, bis Du siehst, wie gut es ihm geht und wie er schon zu Hause ist. Ich habe eine recht elterliche Liebe zu ihm, denn ich habe die Blätter wohl sechsmal gelesen und freue mich daran, nicht weil sie so schön und gut geschrieben sind, sondern am bloßen Dasein. Du wirst sehen, was ihm die Reise gut tut.“ An demselben Tage beantwortet er Fritzens Briefe: „Es freut mich sehr, daß Du wohl angekommen und wohl aufgenommen worden bist. Gedenke fleißig der Lehren des alten Polonius und es wird Dir ferner gut gehen. Schreibe jeden Tag nur etwas, damit wir wissen, was mit Dir vorgeht. Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da sie nicht so ernhaft ist wie ich, so wirst Du Dich besser bei ihr befinden.“

Und einige Wochen später schreibt er an Frau von Stein: „Hier Briefe von und über Fritzen, die Dich hoffentlich wie mich freuen werden. Ich bin recht glücklich, einen glücklichen Menschen zu wissen.“ „Wie freue ich mich, daß er die Welt so frühe schon sieht.“ Ein andermal heißt es freilich auch: „Hier ein Brief von ihm, der abscheulich gesudelt ist, ich habe ihm darüber eine Lektion zugedacht.“

Alles, was den Gesichtskreis des Knaben auf der Reise

erweitert, findet bei Goethe freudigen Widerhall. „Wie freut es mich, daß Fritz einen Fluß mit Schiffen und Bäume gesehen hat, die sich vor der Last der Früchte zur Erde biegen.“ Und als er erfährt, daß der berühmte Luftschiffer Blanchard in Frankfurt eine Vorstellung geben wird, denkt er sofort an Fritzen und den Genuß, den der Anblick des Schauspiels ihm gewähren wird. „Ich habe nun gewisse Nachricht, daß Blanchard auffahren wird. Vielleicht Ende dieser Woche. Sein Ballon wird etwas größer als unsere Schnecke sein (damit meint er den Pavillon, der damals in der Mitte des Wälschen Gartens stand). Es freut mich für Fritz unendlich.“

Das Aufsteigen eines Luftballons war damals ein seltenes und wichtiges Ereignis, und Goethe erwähnt es in seinen Briefen immer wieder. „Auf den Sonntag steigt also Blanchard. Wie bin ich auf Fritzens Beschreibung neugierig,“ und, in der Enttäuschung über Fritzens vorigen, nicht nach Goethes Wunsch ausgefallenen Brief, setzt er hinzu: „der gewiß auch davon schreiben wird, als wenn es nichts wäre“.

Wie sehr der Knabe sein Denken beschäftigt, läßt sich aus einem damals geschriebenen Briefe an Fr. Jakobi erkennen: „Fritzen habe ich nach Frankfurt geschickt, damit er Blanchard in die Luft steigen sehe und in der Messe als einem trefflichen Teil des Orbis picti herumlaufe.“ In scherzendem Tone fährt er fort: „Weißt Du was, ich will ihn Deinem Mädchen erziehen, einen hübschern und bessern Mann kriegt sie doch nicht, da ich doch einmal Dein Schwiegersohn nicht werden kann. Aber

gib ihr nicht Punsch zu trinken und des andern Quarks, halte sie unverdorben, wie ich den Buben, der an die reinste Diät gewöhnt ist."

Aber auch durch die scherzhaften Worte schaut der Erzieherernst hindurch: nicht nur die Freude an dem prächtigen Gelingen des Werkes, sondern auch die Fürsorge für das geistige und körperliche Gedeihen des Zöglings.

Das erstemal gelang dem Luftschiffer der Aufstieg nicht, der Ballon platzte. Fritz hat darüber an seine junge Freundin, Charlotte v. Lengefeld in Rudolstadt, einen langen Brief geschrieben, auch eine Federzeichnung beigelegt: Blanchard, wie er in Ohnmacht fällt. Über beide Leistungen ihres „lieben Brüderchens" mußte Lottchen so lachen, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

Fritz wartete, wie Goethe sicher voraussetzte, einen zweiten Aufstieg ab, und dieser gelang. Gleich darauf trat er die Heimreise an.

„Fritz ist glücklich wiedergekommen", meldet Goethe am 3. Oktober nach Kochberg. „Er ist ganz gut und klug, die Reise ist ihm von unsäglichem Werte. Es wird Dir viele Freude machen, ihn erzählen zu hören, wie viel und wie gut er gesehen hat." Und drei Tage später: „Er ist lustiger als jemals. Er hat in Frankfurt erst recht Freiheit kennen lernen und meine Mutter hat ihn die Philosophie des lustigen Lebens erst noch recht ausführlich kennen gelehrt. Du wirst Dich wundern, wie er in allem zugenommen hat."

Von dieser Philosophie des lustigen Lebens geben die

Briefe der Frau Rat, die sie später in der Erinnerung an Fritzens Aufenthalt in ihrem Hause an diesen schreibt, sprechendes Zeugnis. Gleich Anrede und Unterschrift lassen den Scherz erkennen. „Mein lieber Cherubim!“ „Ihre getreue Freundin und Gevattern.“ Und nun die liebenswürdige Schilderung des gemeinsamen Lebens: „Alles erinnert mich an Ihn, die Birn', die Ihm früh morgens so gut schmeckten, während ich meinen Thee trank, wie wir uns hernach so schön auftekeln ließen, Er von Sachs, ich von Zeitz, und wie's hernach, wenn die Pudergötter mit uns fertig waren, an ein Putzen und Schniegeln ging, und dann das vis-à-vis bei Tische, und wie ich meinen Cherubim um zwei Uhr (freilich manchmal etwas unmanierlich) in die Messe jagte, und wie wir uns im Schauspiel wieder zusammenfanden, und das nach Hause führen — und das Duodrama in Hausehren, wo die dicke Katharine die Erleuchtung machte, und die Greineld und die Marie das Auditorium vorstellten — das war wohl immer ein Hauptspaß.“

Und einige Monate später, als sie ihm ein Liedchen aus dem Figaro schickt: „Lieber Fritz, erinnert Er sich noch, wie wir's zusammen sangen und dabei so fröhlich und guter Dinge waren? Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden, sagt Goetz von Berlichingen — und er hat wahrlich recht.“

Goethe aber dankt seiner Mutter gleich am Tage von Fritzens Rückkehr mit folgenden schönen Worten: „Die gute Aufnahme des lieben Fritz und die Sorgfalt für ihn macht mir Freude als etwas, das ganz

eigens mir zu Liebe geschieht. Sie werden finden, daß es ein köstliches Kind ist, und mir machen nun seine Erzählungen große Freude. Wenn man nach Art Schwedenborgischer Geister durch fremde Augen sehen will, tut man am besten, wenn man Kinderaugen dazu wählt."

Das Jahr 1786 bedeutete für Goethe einen entscheidenden Wendepunkt. Was als glühende Sehnsucht seit Jahren in seinem Herzen gelebt hatte, wurde zum Ereignis: er zog nach Italien. Den Sommer verbrachte er bekanntlich in Karlsbad und stahl sich von da aus am 3. September nach dem Süden fort.

Aber in der Unruhe der Reisevorbereitungen, in dem fieberhaften Zustande, mit dem er dem Kommenden entgegensah, findet er am Tage vor der Abreise noch Zeit, an Fritz einen freundlichen Brief zu schreiben.

„Ehe ich aus Karlsbad gehe, muß ich Dir noch ein Wort schreiben. Ich habe Dich sehr vermißt, und wollte, ich hätte Dich bei mir, auch jetzt, da ich meinen Weg weiter mache," und am Ende: „Du sollst Holz haben, wenn Deines noch nicht angekommen ist, gedenke meiner am Kamin." Seinem vertrauten Hausverwalter Philipp Seidel, dem einzigen, dem er das Ziel seiner Reise verraten hatte, vergißt er nicht, einzuschärfen: „Sage Sutern (seinem Bedienten), er soll Fritzchen Holz geben, wenn er im Kamin oder sonst Feuer anmachen will."

Auf der Reise vermißt er schmerzlich die Gesellschaft des Knaben. Sowohl sein Tagebuch als auch die Briefe an Fritzens Mutter geben seiner Sehnsucht nach ihm

Ausdruck. Schon in Regensburg schreibt er ins Tagebuch: „Oft wünsche ich mir Fritzen, und bin und bleibe allein," und in München: „Oft regt sich der Wunsch wieder: möcht ich doch Fritzen mitgenommen haben." Von Verona aus schreibt er an Frau von Stein: „Grüße mir Fritzen! Es betrübt mich oft, daß er nicht mit mir ist, hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte ihn doch mitgenommen," und von Venedig aus: „Fritzen wünsche ich hundertmal zu mir, ... ich freue mich seiner in Hoffnung." „Die Sehnsucht nach Dir, nach Fritzen nimmt überhand."

Und fast in keinem der zahlreichen Briefe, die er an Fritz selbst schreibt, fehlt der gleiche Gedanke. „Gar oft wünsche ich Dich zu mir, es gibt gar mancherlei Gutes zu genießen, was Dich noch mehr als mich ergötzen würde." „Oft tut es mir im Herzen weh, daß Du nicht bei mir bist, da ich so viele und so merkwürdige Gegenstände täglich betrachte." Und von Neapel aus: „Wenn ich Dir nicht oft wiederhole, daß ich Dich sehr zu mir wünsche, so verschweige ich nur, was mir fast täglich im Gemüte ist."

Die Nachricht aber, daß Fritz, dem es allein in dem großen Hause doch zu einsam geworden war, wieder zur Mutter gezogen sei, vernimmt er mit Bedauern. „Daß Fritz nicht mehr in meinem Hause ist, betrübt mich. Ich glaubte es recht gut gemacht zu haben. Ich hatte ihn in meine Stube installiert und Seideln bei ihm zu schlafen bestellt."

Unter den Freunden, auf deren Wiedervereinigung

er sich nach der Italienreise freute, steht Fritz mit obenan; „ich freue mich aus mehr als einer Ursache nach Hause, und Du bist eine der ersten." Als Goethe in der Sehnsucht nach den Lieben in Weimar schon während des ersten römischen Aufenthaltes Pläne zur Rückreise macht, freut er sich besonders in dem Gedanken, daß Fritz ihm bis Frankfurt entgegenkommen werde.

Immer wieder kommt auch in Italien sein pädagogisches Interesse zum Durchbruch. „Sag ihm, daß ich vielerlei lerne, was ihm viel Spaß machen wird. Besonders kleine Arbeiten in Ton, die man ausdruckt und brennt, das viel artiger und angenehmer ist als Gips." „Grüße Fritzen und sage ihm, daß ich einige recht schöne Kunststücke für ihn lerne. Münzen in Ton abzudrucken, mit zwei Seiten und ihnen im Brennen eine Metallfarbe zu geben, das viel artiger und dauerhafter als alles Gipswesen ist. Auch werde ich ihm schöne Schwefelabdrücke mitbringen." „Ich habe für ihn zu sammeln angefangen, er soll haben, was er verlangt und mehr als er verlangt." Was Fritz in seiner Abwesenheit arbeitet, erregt fortgesetzt seine Teilnahme. Er hat in Rom mit Tischbein über seinen Zögling gesprochen und ihn dessen Sorgfalt empfohlen: „Tischbein grüßt Fritzen und wird für ihn sorgen helfen." „Schicke mir alles, was Fritz schreibt," bittet er Fritzens Mutter, und an ihn selbst schreibt er: „Zeichne fleißig nach Büsten und versuche auch einmal einen Kopf nach dem Leben. Zeichne Landschaften nach der Natur, und suche gleich etwas Interessantes zu wählen, so gut es die Gegend gibt. Ich

kann Dir, wenn ich komme, manche Anleitung geben, denn ich komme aus einer großen Schule."

Auch bei heiteren Veranlassungen gedenkt er des kleinen Freundes. Scherzend beschreibt er ihm einmal, wie er zum Pastore dell Arcadia ausgerufen worden sei, und ein andermal legt er „zum Spaße für Fritzen" italienische Visitenkarten bei.

Goethes Briefe an Fritz sind ein herrliches Denkmal, wie kindlich der große Mann mit Kindern verkehren konnte. Schalkhaft beginnt er einmal einen schon früher von Jena aus geschriebenen Brief, in dem er dem Knaben eine von ihm gefertigte Fabel zurückschickt: „Wenn ich ein so fertiger Poet wäre, wie Du es bist, so antwortete ich Dir in Versen, mein ganzes Gemüt ist aber diesmal so prosaisch, daß Du mit Prosa vorlieb nehmen mußt."

Namentlich aber die Briefe aus Italien sind von entzückender Anmut, von liebevollem Eingehen auf kindliche Denkweise und kindliche Sprache, Scherz und Heiterkeit mit väterlichen Ermahnungen und Belehrungen verbindend.

„Die Gasse, in der ich wohne (in Rom), ist gegen 3000 Schritte lang, Du kannst sie einmal in der Belvederschen Allee abschreiten und dabei an mich denken. Wenn wir künftig zusammen gehen und fahren, habe ich Dir viel zu erzählen, und Du sollst Dich nicht mehr über mein Stillschweigen beklagen ... auch ein Stück Lava vom Vesuv bring ich Dir mit."

„Ich bin in einem schönen, warmen Lande, es fängt jetzt an zum zweitenmale auf Wiesen und Plätzen grün

zu werden. Das Gras und die Kräuter keimen zum zweitenmale, und wenn auch die Blätter von vielen Bäumen fallen, so sind doch viele, die immer grün bleiben."

„In meinen weiten Mantel eingewickelt, und meinen Feuernapf neben mir, schreib ich Dir, mein lieber Fritz, denn in meiner Stube ist weder Ofen noch Kamin, und seit gestern weht ein Nordwind." Und nun erzählt er dem Knaben allerlei Geschichten: wie er in der Peterskirche fast (wie man zu sagen pflegt) über den Papst gefallen ist, oder wie alle Freitage auf einem Platze, wo früher ein Minerventempel stand, tausend Schweine geschlachtet werden, oder von einer Vorstellung in der Oper, „wo das Parterre noch einen größern Lärm machte als die tausend Schweine". Es war ein Ballett, die Eroberung Trojas darstellend, aufgeführt worden. „Wie viel hätte ich darum gegeben, Dich und die Herders an meine Seite zu bringen, wie würde Euch das große Pferd und die herausteigenden Griechen, Hektors Schatten, die Flucht des Aeneas, die brennende Stadt und der Triumph der Griechen ergötzt haben."

Und von Neapel: „Ich komme sobald zurück, als möglich ist . . . dann will ich Dir viel erzählen, wir wollen mancherlei Betrachtungen anstellen, und mit der Zeit will ich Dich selbst einmal hierher bringen . . . Hier ist ein Land, so lustig und heiter, wie Du selbst bist. Die See und das Land geben genug her, um die Menschen leicht zu nähren. Die Märkte sind voll Fische. Blumenkohl wird auf Eseln häufig zum Verkaufe durch die Stadt

getragen, und die Höker haben alles voll Rosinen, Mandeln, Feigen, Nüssen, Pomeranzen usw."

Ein andermal sendet er eine Schachtel mit vielen Abdrücken kleiner Steinchen in Siegellack, auch vier Stück Sepia, „geht haushälterisch damit um, auch schreibe mir, wozu Ihr sie anwendet. Denn es ist nicht genug, Sepia zu haben, man muß sie auch am rechten Fleck und unter den rechten Mischungen brauchen, sonst tut Tusche eben die Dienste."

Einer späteren Sendung liegt auch ein Geschenk von Angelika Kaufmann bei, eine Zeichnung, „die Du gleich unter Glas machen mußt, und noch etwas, das ich nicht verrate. Es ist etwas, das Dir schon einzeln Freude machen würde, mit vier multipliziert, etwas Altes zum modernen Gebrauche, und zu einem doppelten Gebrauche, nun kannst Du eine Weile raten."

Einer von den Briefen, adressiert „an die Kinder und an Fritzen" — es sind unstreitig Herders Kinder gemeint — möge als entzückendes Beispiel echter Kindersprache und -Poesie ganz mitgeteilt werden:

„St. Petersfest war nun wieder eine rechte Gelegenheit, Euch zu mir zu wünschen. Laßt Euch nur von den Eltern erzählen, was ich von der Erleuchtung schreibe und was sonst irgend in einem Buche davon steht. Wo man auch in der Nacht in der Stadt auf eine Höhe kam, sah man das feurige Feenschloß am Horizonte stehen, und man wünschte sich mehr Augen zu haben, um es recht sehen zu können. Wenn ich komme, will ich es Euch recht lebhaft beschreiben. Nun ist alles still in dem großen Rom

und es ist jetzt rechte Zeit zum Studieren. Ich lerne gar manches, was ich Euch wieder lehren werde, seid indessen hübsch fleißig, denn es kommt einem heut oder morgen zu gute, wenn man etwas gelernt hat. Seit acht Tagen ist eine große Hitze auf einmal eingefallen, so daß man des Tages gar nicht ausgehen mag. Die Nächte sind auch sehr warm, und da es eben Vollmond ist, sehr schön und reizend. Das Volk ist die ganze Nacht auf den Straßen, besonders die Festtagsnächte, und singt und spielt auf der Zitter und jauchzt, und kein Mensch mag zu Hause und zu Bette.

Ich lebe ganz still für mich, und werde, da Herr Tischbein nach Neapel geht, einen großen, kühlen Saal bewohnen, fleißig in demselben zeichnen und schreiben und an Euch denken.

Lebt wohl, ich kann heut nicht mehr schreiben, und will also mit Eurer kurzen Entschuldigung schließen, womit Ihr Eure kurzen Briefchen zu endigen pflegt."

Aber so heiter das Gewand dieser Kinderbriefe auch ist, die ernstere Sorge um die Bildungsfortschritte und das sittliche Gedeihen seines Zöglings, um seine fernere Zukunft, beschäftigen Goethe auch in Italien.

Schon vor seiner Abreise, anfangs 1786, hatte er Herder unter andern „pädogogischen Wünschen" für das neue Jahr auch um Rat wegen Ernst und Fritz gebeten. „Drittens empfehle ich Dir Ernst Stein und wollte, Du nähmest auch einmal Fritzen vor, damit man die Zukunft einleitete und vorbereitete. Ich will Dir über beide meine Ideen sagen."

Da er wohl befürchtet, daß während seiner mehrjährigen Abwesenheit der Unterricht ins Stocken geraten ist, beauftragt er Philipp Seidel, sich des Knaben anzunehmen:

„Nun habe ich wegen Fritz etwas mit Dir zu reden. Überlege doch, ob Du Zeit, Muße und Lust hast, Dich seiner anzunehmen und ihm einigen Unterricht zu geben. Ich wünsche es besonders, da ich noch nicht weiß, wie es auf Ostern mit mir wird. Mein Gedanke wäre, daß Du ihm von dem Rechnungswesen im allgemeinen Begriffe gäbest, dann im besonderen, was zu dieser und jener Art, besonders bei Kammern und Ämtern nötig ist, ihn eben in den Begriff leitetest von dem, was bei einem Rechnungsamt vorkommt, seine Fähigkeit zum Mechanischen prüftest, um überhaupt zu sehen, wo sein Gemüt hinaus will. Du könntest ihm einen sinnlichen Begriff von den Einkünften des Fürsten geben, von der Art, wie sie zu erheben, zu verwahren, zu berechnen pp., genug, ihn mit praktischem, lebendigem Sinne in den Vorhof kameralistischer Beschäftigungen führen und mir schriftlich oder mündlich Deine Gedanken sagen. Du findest wohl Zeit hiezu und übernimmst wohl gern dieses Geschäft, das löblich ist und wodurch Du mir eine Sorge abnimmst. Denke zugleich an sein physisches Wohl und mache Dir eine Angelegenheit, zu sehen, wie es mit der Entwickelung seiner Kräfte geht und wird. Sprich Frau von Stein über das alles, ich habe ihr schon deshalb geschrieben. Du begreifst meine Absicht und wirst sie gut durchdenken und ihr entgegen arbeiten. Hast Du nur einen vier-

wöchentlichen Versuch gemacht, so läßt sich weiter und Bestimmtes über die Sache handeln."

Am deutlichsten aber ist aus einem Brief an den Herzog zu erkennen, wie sehr ihm das Gedeihen des Knaben am Herzen liegt. Im Januar 1788 sendet er diesem einen langen Bericht über seine Erlebnisse und Pläne, Eindrücke und Stimmungen. Am Schlusse schreibt er: „Ich habe lange nicht die Freude gehabt, mich ganz offen und frei gegen Sie zu erklären, und kann nun auch nicht endigen. Meine größte Sorge, die ich zu Hause habe, ist Fritz. Er tritt in die Zeit, wo die Natur sich zu regen anfängt und wo leicht sein übriges Leben verdorben werden kann. Sehen Sie doch auch ein wenig auf ihn!"

Welch herrliche Zeugnisse erzieherischer Sorgfalt und freundlicher Fürsorge! Es wird erzählt, Goethe habe die Absicht gehabt, Fritz zu adoptieren. „Je le sens bien que tu veux qu'il soit le mien" heißt es tatsächlich einmal in einem Brief an die Freundin. Wenn es aber auch nicht zum formellen Abschluß dieses Rechtsaktes gekommen ist: das geistige Band, das beide vereinte, war so innig, wie es zwischen Vater und Sohn nur immer sein kann. Noch in späterer Zeit redet Goethe Fritz oft „Lieber Sohn" an, und als dieser nach Ablauf seiner Studienzeit 1796 in den preußischen Staatsdienst treten will, wendet sich seine Mutter an den ehemaligen Freund mit der Bitte: „Raten Sie dem Fritz, wie Sie ihrem ehemaligen Kinde geraten haben würden."

Wenn auch nach Goethes Rückkehr aus Italien sein

Verhältnis zu Frau von Stein erkaltete, so blieb doch seine herzliche Zuneigung zu ihrem jüngsten Sohne unverändert. Von der Freude des Wiedersehens hat er alsbald der römischen Freundin Angelika Kaufmann berichtet, und diese schreibt in ihrem Antwortbrief: „Es freut mich, daß Sie Ihren jungen Freund Fritz so sehr nach Ihrem Wunsch angetroffen haben, wie sehr wird sich der gefreut haben."

Goethe hat die weitere Entwickelung des nun zum Jüngling Herangewachsenen mit immer gleichbleibender warmer Anteilnahme verfolgt, ihn weiter in seinen Studien unterstützt und ihm die Wege zu seiner amtlichen Laufbahn geebnet. Kann die fürsorgliche Treue einen beredteren Ausdruck finden, als in der schlichten Tatsache, daß vor Fritzens Übersiedlung nach Breslau der Staatsminister in eigner Person drei Vormittage dazu verwendet, die Bücher und die Münzsammlung des jungen Freundes „sehr ordentlich und gern" in eine Kiste zu verpacken? Die zahlreichen Briefe Goethes aber an den Jüngling und Mann enthalten noch manchen köstlichen Beweis wahrhaft väterlicher Gesinnung.

Wir verstehen es, wenn der als General-Landschaftsrepräsentant in Breslau im Jahre 1844 verstorbene Freiherr Friedrich von Stein in einer autobiographischen Skizze, die in seinem Nachlasse vorgefunden wurde, die Jahre, die er in Goethes Hause verlebte, die glücklichste Periode seiner Jugend nennt. Er gesteht, an Goethe fast noch mehr als an seiner Mutter gehangen zu haben; „er begegnete mir mit Liebe, Ernst und Scherz,

so wie es nötig war, so daß ich sein Betragen gegen Kinder als ein Muster dieser Art betrachte."

Und der Erfolg von Goethes Erziehungswerk? „Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen," sagt er einmal in Dichtung und Wahrheit. Und was die Persönlichkeit eines Goethe, der wie ein Götterssohn in Weimar eintrat, in der Jugend Prangen, ausgestattet mit den herrlichsten Gaben des Körpers und Geistes, dazu mit wahrhaft kindlichem Sinn, aus Fritz von Stein gemacht hat, dafür mögen zwei klassische Zeugen reden:

Als Gottfried Körner, Schillers Freund, den jungen Stein kennen lernte, hob er die angenehme Empfindung hervor, die das Ebenmaß des jungen Mannes auf ihn ausübe. Er habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet. Und Schiller bestätigt dieses Urteil in einem Briefe an Körner: „Goethe hat Friedrich von Stein eigentlich ganz erzogen und sich dabei vorgesetzt, ihn ganz objektiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohltätige Natur gewesen."

Die Summe, von Goethes Pädagogik, die er an Fritz von Stein hat zur Tat werden lassen, kann kurz in drei Grundsätze gefaßt werden. Es kam ihm zunächst darauf an, seine Bildung den vorhandenen Anlagen entsprechend zu gestalten. „Der Mensch ist beschränkt genug," sagt er einmal in den Lehrjahren, „den anderen zu seinem Eben-

bild erziehen zu wollen." Sein Respekt vor der Natur, vor der Individualität, bewahrte ihn davor, in diesen Fehler zu verfallen. Zu erkennen, „wo die Natur seines Zöglings eigentlich hinstrebt", ein glückliches Verhältnis herzustellen zwischen Neigungen, Wünschen, Wollen und den vorhandenen Fähigkeiten und Kräften, das erschien ihm der eigentliche Zweck aller Erziehung und Bildung. Er bezeichnete unsre Erziehungsweise als zweideutig, zerstreut, den Menschen ungewiß machend. „Sie erregt Wünsche, statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen." Nur durch eine Bildung aber, die sich in dieser Richtung bewegt, kann der Mensch die denkbar höchste Stufe der Vollkommenheit erreichen. „Allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu" nannte er einmal mit einem starken Ausdruck Narrenspossen. „Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung, als Halbheit im Hundertfältigen." „Der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt. Aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben, vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neueren Zeit noch öfter hervortun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genug tun können?"

Mit der Einschränkung des Bildungszieles geht eine wesentliche Erweiterung der Bildungsmittel Hand in

Hand. Lehrbuch und Lehrvortrag, das Schulzimmer mit seinen vier Wänden, die Überlieferung geschlossener Gedankengänge und wissenschaftlicher Systeme: sie sind nicht die einzigen, vielleicht nicht einmal die wertvollsten Bildungsmittel. Wer könnte die Sonne der Erfahrung durch das Kerzenlicht des Unterrichts verdunkeln? Goethe hat keine Gelegenheit versäumt, seinen Zögling heranzuführen an die Dinge der Wirklichkeit, damit das Leben in seiner tausendfältigen Gestaltung sich kräftig in der jungen Seele abspiegele und sie, dem „erdgebornen Riesen gleich, von der Berührung der Mutter kräftiger sich in die Höhe reiße".

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es will der Feind, es darf der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt, was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Diese herrlichen Worte, die Goethe dem Alphons im Tasso in den Mund legt, enthalten ein wesentliches Stück seines pädagogischen Programmes. Er hat dem gleichen Gedanken später in den Versen, mit denen Lenardo seine Abschiedsrede in dem „Bunde" schließt, nochmals Ausdruck gegeben:

Bleibe nicht am Boden heften
Frisch gewagt und frisch hinaus!

Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

In diesen Versen klingt zugleich die Stimmung hindurch, die ich als Grundstimmung von Goethes Pädagogik bezeichnen möchte: die Heiterkeit.

Über alles, was begegnet,
Froh, mit reinem Jugendsinn
Sei belehrt, es sei gesegnet!
Und das bleibe dir Gewinn.

„Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut alles," das hatte Goethe selbst in dem Unterricht bei Oeser in Leipzig erfahren und jene Worte, die er als Student in Straßburg aus dem Munde eines von ihm verehrten Lehrers hörte: „Die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden," sind für ihn selbst zur Maxime geworden. Wie oft rühmt er das heitere Gemüt, die Fröhlichkeit und Lustigkeit seines Zöglings!

„Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden," das war für ihn Lebensgrundsatz, und daß namentlich für die Jugend Heiterkeit der Himmel ist, unter dem alles gedeiht, hat er niemals vergessen. Das war die Stimmung, aus der heraus er im Frühjahr 1785 Fritz ins Stammbuch den Vers schrieb:

Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn, sich selber zu kennen,
Leiden gibt dem Gemüt doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehrt eigner Schmerz, der andern Schmerzen zu teilen,
Eigener Fehler erhält Demut und billigen Sinn;
Mögest Du, glücklicher Knabe, nicht dieser Schule bedürfen,
Und nur Fröhlichkeit Dich führen die Wege des Rechts!

In vollem Verständnis für den Grundzug jedes echten kindlichen Gemütes hat er auch alle kleinen Fehler und Unbesonnenheiten der Kinder milde angesehen. Was er von Lessing sagt, daß dieser niemals nötig gehabt habe, die persönliche Würde besonders zur Schau zu tragen, weil er fähig gewesen sei, sie in jedem Augenblick wieder herzustellen, das läßt sich treffend auch auf seinen eignen Verkehr mit der Kinderwelt anwenden. Er konnte sich ihr ganz hingeben, auch in derber Freude, ohne jede Ängstlichkeit, daß sein Ansehen dadurch Schaden leide. Daß bei alledem die Jugend jedem Erwachsenen gegenüber zur Ehrfurcht erzogen werden müsse, bildete ein wesentliches Stück in seinem pädagogischen Gedankenkreis. Wo er diese verletzt sah, da konnte er allerdings im Zorn aufwallen. Das hat der elfjährige Karl von Stein erfahren müssen, als er sich einst einen ganz ungehörigen Scherz mit ihm erlaubte. Dieser erzählt den Vorfall selbst wie folgt: „Goethe stand im Eßsaal vor dem Kamin und hatte die Rockschöße aufgenommen, um sich besser zu wärmen. Ich stand seitwärts hinter ihm, ergriff leise den Blasebalg, steckte ihn unvermerkt in die hinten gewöhnlich befindliche Öffnung unter der Hosenschnalle und begrüßte ihn mit einem unerwarteten Windstoß. Das machte ihn sehr böse,

und er fuhr mich nicht nur gewaltig an, sondern drohte mir sogar mit Schlägen, wenn so etwas wieder geschähe."

Und in späteren Jahren hat er sogar einmal gegen ungezogene Straßenjungen, die nach den Obstbäumen in seinem Garten „bei noch völlig unreifen Früchten Steine, ja Knittel" warfen und den „Besitzer, in Gefahr auf eignem Grund und Boden verletzt zu werden" in der Hoffnung täuschten, „seine Früchte zu genießen," die Hilfe der Polizei angerufen.

Im übrigen aber war er ein abgesagter Feind alles „Bemoralisierens".

Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen
Allen Mut in der Brust.

Er war der Meinung, daß die Jugend keinen Fehler besitze, der nicht zur Tugend werden könne. Die Unarten der Kinder verglich er mit Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach selber abfallen, und wobei man es nicht so genau und so streng zu nehmen brauche. „Der Mensch", sagt er, „hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besonderen Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein anderer, von den früheren Fehlern und Tugenden ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir nicht wissen, wie wir sein werden."

Darum, schrieb er an anderer Stelle, solle man die Jugend nur gewähren lassen, nicht sehr lange hafte sie an falschen Maximen, das Leben reiße oder locke sie bald davon wieder los.

Sogar durch die Schwächen und Fehler der Kinder sah er ihre Vorzüge hindurchschimmern:

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
Bei Kindern: denen gehört die Welt.

Die geheimnisvolle Sympathie, welche die Kindheit zu den Erwachsenen zieht, ist im wesentlichen davon abhängig, daß die Großen die Kleinen verstehen; darum ist ein kindliches Gemüt die erste Anforderung an jeden, der auf die Kindheit einwirken will. Goethe hatte, wie jeder wahre Genius, den echten Kindersinn, und in seinem Verhältnis zu Fritz von Stein feiert diese Hinneigung zur Kindesseele den herrlichsten Triumph.

„Man lernt nur von dem, den man liebt," sagte er einst zu Eckermann. Ein schlichtes Wort, und doch von tiefem Sinn, gleichsam die Summe aller Erzieherweisheit bergend. Die Kindergestalt Fritz von Steins liefert den Tatsachenbeweis für seine ewige Gültigkeit.

Im Herderhause.

Im Jahre 1773, bald nachdem er in Bückeburg feste Anstellung gefunden, hatte Herder mit Karoline Flachsland den Ehebund geschlossen, am 28. August 1774 wurde ihm der erste Sohn, Gottfried, geschenkt. Goethes Brief-

wechsel mit Herder stockte nach der Hochzeitsfeier einige Zeit und wurde erst anfangs 1775 wieder aufgenommen. Gleich im ersten Brief erwähnt Goethe auch den kleinen Gottfried. „Mir wird's recht wohl, daß ich an Eurem Buben und Haushalt wieder teil habe." Bald danach möchte er etwas Sichtbares von ihm in Händen haben: „Schicke mir etwas... und besonders eine Silhouette Deines Buben." Und zwei Monate später: „Herzlichen Dank für Deines Buben Schatten! Das ist ganz Dein Gesicht! Ganz! Ganz! in unglaublicher Determination."

Eine der ersten Großtaten Goethes in Weimar war es bekanntlich, daß er Karl August zur Berufung Herders als Generalsuperintendent veranlaßte. Bereits im Sommer 1776 sollte die Übersiedelung nach der neuen Wirkungsstätte stattfinden. Goethe bereitete auch in kleinen Dingen mit rührender Sorgfalt alles für die Ankunft des Freundes vor. Er sorgte für Erneuerung der Amtswohnung und bekümmerte sich dabei um die kleinsten Einzelheiten, maß die Zimmer der alten Superintendentur hinter der weimarischen Stadtkirche aus und schickte dem Freunde einen Plan, hatte dabei auch, da man in Herders Familie bald einen neuen kleinen Weltbürger erwartete, überlegt, welches Zimmer sich am besten zur Wochenstube eigne.

Aber die Verhandlungen zogen sich länger hinaus als Goethe vorausgesehen hatte; erst am Abend des 2. November 1776 kam Herder mit seiner Familie in Weimar an. Sie hatte sich inzwischen vergrößert: am 18. August war der zweite Sohn geboren worden, der

den Namen August erhielt. Es war selbstverständlich, daß Goethe, neben Claudius und Hamann, Pate wurde.

In Weimar erweiterte sich der Kreis der Herderschen Familie weiter um fünf Knaben und ein Mädchen. Im Februar 1778 wurde Wilhelm, am 25. August 1779 Adalbert, im April 1781 Luise und im Juni 1783 Emil geboren. Vier Jahre später kam Alfred an, und nach abermals drei Jahren Rinaldo.

In den ersten Jahren lebte Goethe mit Herder und seiner Gattin in inniger Freundschaft. Von 1780 an war aber das Verhältnis getrübt und schwankend. Verstimmung und Wiederannäherung wechselten, und 1783 war eine offenbare Entfremdung eingetreten.

Über den Verkehr Goethes mit Herders Kindern in diesen Jahren fehlen zuverlässige Nachrichten. Zu den Kinderfesten am Gründonnerstag wurden sie wohl stets mit eingeladen.

Zu Herders Geburtstag 1783 bat Charlotte von Stein, die mit Herder und seiner Gattin in vertrauter Freundschaft lebte, Goethe um einen Vers, den sie zur Begleitung einer Schnabelweide in das Geburtstagshaus senden wollte. Das Gedicht Goethes:

Herzlich bat ich die Muse, mich liebliche Worte zu lehren
Heute zur Feier des Tags, ach sie erhörte mich nicht.
Besser lehrt mich das Kochbuch ein eßbares Opfer zu bringen,
Wenn es Dein Völkchen genießt, mehr es die Feier des Tags,

nimmt in seiner letzten Zeile darauf Bezug, daß mit dem Geburtstag des Vaters der des vierten Sohnes, Adalbert, zusammenfiel. Das kleine Volk im Herderhause hatte also

an diesem Tage doppelte Veranlassung, fröhlich zu sein und sich gütlich zu tun. Herder hing an seinen Kindern mit der größten Zärtlichkeit, und Goethe, der diese Eigenart des Freundes kennt, der weiß, daß dem so leicht Verstimmten die Freude der kleinen Schar stets eine Erfrischung und Erheiterung ist, versetzt sich mit den Versen in herzlicher Mitfreude unter die jubelnden Kinder.

Herder erkannte unter den zierlich und sauber von Charlottes Hand geschriebenen Worten die Gedanken und die Gesinnung des Freundes. Als drei Tage später dessen Geburtstag war, sind wohl, wie später regelmäßig, die Knaben Herders mit Glückwunsch und Angebinde zu dem Paten gesandt worden. An diesem Tag, an dem zugleich der älteste der Knaben, Gottfried, sein neuntes Lebensjahr vollendete, lud dann Goethe das Herdersche Ehepaar in sein Haus zu Gaste und feierte mit ihm die Erneuerung der Freundschaft.

Im Sommer 1785 war Goethe zum erstenmal in Karlsbad. Auch Herder mit Frau, den beiden ältesten Söhnen und der vierjährigen Luise weilten dort und genossen in Gemeinschaft mit der ebenfalls anwesenden Frau von Stein und Knebel traulichen Verkehr mit dem Freunde. Im nächsten Sommer ist Goethe wiederum mit Frau von Stein, Herder und dem kleinen August in Karlsbad zusammen. Auch der Herzog Karl August ist mehrere Wochen in dem Freundeskreise.

Besonders in diesem Jahre scheint August Herder in engeren Umgang mit seinem Paten gekommen zu sein. Bei der Feier, die die Freunde zum Geburtstag Goethes

veranstalten, gehört er zu den Mitwirkenden. Man hatte in heiterer Laune einen Altar aufgebaut mit Goethes Schattenbild in der Mitte und einem Gemälde aus den Vögeln, jener nach aristophanischem Muster ausgeführten satirischen Dichtung Goethes. „Augustulus Momyllus" war dem ganzen als Meßknabe zugeordnet.

In dem Abschiedsbrief, den Goethe am Abend vor seiner Abreise nach Italien noch an Herder schreibt, gedenkt er am Schluß mit herzlichen Worten des Knaben. „Grüßet und küsset mir den guten Gustel und kommt glücklich nach Hause." Fritz von Stein empfiehlt er ihn in dem schon erwähnten, am gleichen Tage geschriebenen Briefe: „Der August soll Dir viel erzählen, gehe manchmal zu Herders und mit Augusten spazieren, er ist ein gar gutes Kind."

August selbst aber fühlt sich nach Goethes Abreise in Karlsbad vereinsamt. Am 8. September verfassen die dort zurückgebliebenen Getreuen ein Kollektivschreiben an den schon vor Goethes Geburtstag abgereisten Herzog. Mit kindlicher Vertraulichkeit bekennt August: „Seitdem Sie, gnädigster Herzog, und Herr Geheimrat Goethe weg sind, ist es nicht mehr so lustig," und im berechtigten Knabenstolz auf seine Heimatstadt setzt er hinzu: „Ich bin mit Leib und Seele ein Weimaraner."

So waren denn auch Gottfried und August Herder mit in der heiteren Gesellschaft, die im nächsten Jahre während Goethes Abwesenheit in dessen Garten am Stern seinen Geburtstag feierte. Es war der Tag, da Schiller, damals dem späteren großen Freunde inner-

lich noch fremd gegenüberstehend, Goethes Gesundheit in Rheinwein trank.

Goethe selbst ist in Italien mit seinen Gedanken oft bei den Herderschen Kindern, und in den Briefen bestellt er ihnen, und namentlich August, stets einen Gruß.

„Grüßet mir Gusteln, manchmal mach ich mir bei Gegenständen den Spaß, mir vorzusagen, was er dabei sagen würde. Wenn alles gut geht, wünsch' ich ihn wohl auf eine Stunde zu mir."

Als er auf dem Lido in Venedig zur Zeit der Ebbe „auf der schönen Tenne, die es (das Meer) weichend zurückläßt, ihm nachgeht", erinnert er sich wieder der Kinder: „Da hätte ich mir die Kinder gewünscht um der Muscheln willen. Ich habe selbst kindisch ihrer genug aufgelesen."

Und namentlich in Rom beschäftigt er sich oft im Geiste mit ihnen: „Wie oft wünsch' ich mir Gusteln. Besonders neulich auf den Ruinen des Neronischen Palastes, wo man jetzt auf den Artischockenländern sich an Marmorn, Porphyrn, Graniten immer die Taschen vollsteckt, die von der alten Herrlichkeit noch unerschöpfliche Zeugen sind."

Und ein andermal: „Grüßet mir Gusteln, an den ich oft denke und ihn zu mir wünsche, wenn's lustig zugeht, als neulich am Meere, da gefischt wurde."

„Das wäre was für die Kinder!" ruft er aus, als er von den in Aussicht stehenden Theaterfreuden berichtet. Dem Neujahrsbriefe an Herder und seine Gattin fügt

er eine besondere Nachschrift „an die Kleinen" bei, die ihnen vorgelesen oder erzählt werden möge:

„Sehr oft, ihr lieben Kinder, wünscht ich, daß Ihr das Gute mit mir genießen könntet, das mir so reichlich beschert ist. Man merkt den Winter nicht. Die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne scheint hell und warm. Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Zitronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr zugedeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baume, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und froh in einer Reihe seiner Brüder steht. Man kann sich nichts Lustigeres denken als einen solchen Anblick. Für ein paar Groschen ißt man soviel man will, sie sind schon jetzt recht gut, im März werden sie noch besser sein.

Neulich waren wir am Meere und ließen fischen. Da kamen die wunderlichsten Gestalten von Fischen und Krebsen zum Vorschein, auch der Elektrisierfisch, der, wenn man ihn anrührt, einen Schlag, wie die Elektrizität gibt.

Hier in Rom ist alles voller Gemälde und Statuen, und die schönsten Granite, Porphyre, Marmore kann man hier an allen Ecken und Enden sehen. Lebt wohl und schreibt mir oft, ich habe Euch so lieb und werde Euch dereinst viel erzählen."

Daß mancher von den Briefen, die an Fritz von Stein

gerichtet waren, gleichzeitig auch mit für Herders Kinder galt, ersehen wir aus dem vorigen Abschnitte.

Auch die Freuden des Karnevals teilt er im Geiste mit der lustigen kleinen Schar in Weimar.

„Da man das Nachbilden hier nicht lassen kann, so sind zur Lust der Kinder Masken des Karnevals und römische eigentümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angestrichen worden, da sie dann ein fehlendes Kapitel des Orbis pictus den lieben Kleinen ersetzen mögen."

Was er den Kindern mitbringen soll, überlegt er schon beim ersten römischen Aufenthalt. „Weißt Du, was Ernsten Freude macht, ingleichen den kleinen Herders?" fragt er bei Frau von Stein an; „den letzten will ich ein schön Studium antiker Marmorarten mitbringen." Herder selbst wird gebeten, die Kinder ihre Wünsche aufschreiben zu lassen. „Die Kinder sollen mir schreiben, was ich ihnen mitbringen soll. Wenn ich ihre Zeilen am Rande Deines Briefes recht lese, so will August Paläste und Gottfried Abdrücke von Gemmen haben, beide sollen befriedigt werden, ich bring' ihnen auch ein schön Studium antiker Marmorarten mit."

Einstweilen erhalten die Kinder durch einen zurückreisenden Bekannten „einige Steinchen und Scherben zum Spiel und Vorbereitung."

Aber auch bei wichtigeren Angelegenheiten vergißt er sie nicht: In der an Herder gesandten Liste derer, für die Goethe Exemplare der damals bei Göschen erscheinen-

den ersten Gesamtausgabe seiner Werke bestimmt, werden ausdrücklich auch „die Kinder" mit aufgeführt.

Am 18. Juni 1788 traf Goethe wieder in Weimar ein. Während der Freundeskreis sich zu seinem Empfang rüstete, hatte es sich entschieden, daß nun auch Herder das Land sehen sollte, nach dem er sich ähnlich wie der zurückkehrende Freund gesehnt hatte. Die Freundschaft mit dem Domherrn Joh. Friedr. Hugo von Dalberg, einem jüngeren Bruder des in Erfurt residierenden kurmainzischen Statthalters, ermöglichte es ihm, seine Sehnsucht zu stillen. In den ersten Augusttagen trat er in Gemeinschaft mit Dalberg die Reise nach Italien an.

Während Herders Abwesenheit vom Hause hatte es dessen Familie als besonderes Glück zu preisen, daß Goethe in Weimar war. Nahm er sich doch in dieser Zeit der Gattin und der Kinder Herders mit besonderer Liebe an.

Zunächst war es die Teilnahme an den Reiseerlebnissen und Reiseeindrücken des Freundes, die ihn in lebhafter Erinnerung an alles das, und in stillem Heimweh nach dem, was er selbst in den letzten zwei glücklichen Jahren genossen, immer wieder in das Haus hinter der Stadtkirche trieb. „Goethe besucht mich meistens all ander Tag," meldet Karoline dem Gatten schon am 18. August. Und mit warmer Empfindung schreibt Goethe selbst an Herder nach Rom: „Sei mir in Rom herzlich gegrüßt, und an jeder Stelle, die Du betreten

wirst. Keine merkwürdige wirst Du betreten, in der ich nicht Deiner gedacht hätte."

Aber es gab auch ernstere Angelegenheiten, in denen er sich mit echter Freundestreue bewährte. Herder hatte sich in Rom infolge widriger Umstände von Dalberg trennen müssen, und es entstanden nun Zweifel, ob dieser die Kosten der Reise weiter bestreiten werde, Zweifel, die für Herder, der aus wirtschaftlichen Bedrängnissen nicht herauskam, besonders drückend sein mußten. Ruhe und Heiterkeit seines Gemütes, deren er auf der Reise im Land der Sonne besonders bedurft hätte, wurden ferner besonders dadurch gestört, daß ihm in dieser Zeit mit verlockenden Zugeständnissen und der Eröffnung einer sorgenfreien Zukunft zum dritten Male ein Lehrstuhl an der Göttinger Universität angetragen wurde. Die beiden Gatten, ihrer Natur nach heftigen Erregungen des Inneren leicht zugänglich, wurden dadurch in einen Strudel von Hoffnungen und Entwürfen, Sorgen und Zweifeln gestürzt. In ihren Briefen aus dieser Zeit kreuzen sich die Empfindungen in tiefgehender Aufwallung.

Da ist denn Goethe gleichsam der gute Genius des Hauses, — der tatkräftige Helfer, der besonnene und nimmermüde Berater und Beruhiger. Er steht männlich am Steuer und weiß die ratlos und verzagt Hin- und Hertreibenden zu beschwichtigen und zu lenken.

„Deine Frau sah ich von Zeit zu Zeit und öfter, wenn der geistliche Arzt nötig sein will. Ich habe manche Dose moralischen cremor Tartari gebraucht, um die

Schwingungen ihrer Elektraischen Anfälle zu bändigen. Jetzt ist sie sehr vergnügt," schreibt er an Herder.

Karoline erkennt dankbar den Beistand des Freundes und singt sein Lob in den Briefen an den Gatten in überschwenglichen Worten. „Goethe ist in diesem wichtigen Zeitpunkt jetzt unser treuester Freund, und einen Freund müssen wir jetzt haben.... Er liebt Dich, wie Du es nicht weißt, das glaube nur."

„Goethe grüßt Dich als treuesten Bruder."

„O, den mußt Du als Deinen treuen Bruder lieben und behalten."

Herder selbst ist freilich den Bemühungen und guten Ratschlägen Goethes gegenüber zunächst wenig entgegenkommend, „er behandelt mich als einen jungen Narren von zwanzig Jahren." Aber vorher hat er doch sich dem Gefühl des Dankes nicht erwehren können: „Am meisten habe ich Dir Dank, lieber Goethe, daß Du Dich meiner Frauen so brüderlich annimmst; nie werde ich Dir's vergessen können, denn ich fühle es leider stark genug, wie töricht es gewesen sei, daß ich ihr auf hundert Meilen meine Unbehaglichkeit und meinen Kummer mitgeteilt habe. Hilf ihr ferner, lieber Bruder, wo und so gut Du kannst."

Den vollen Anteil von Goethes Sorge um sie und ihre Kinder kannten aber damals die beiden Gatten noch gar nicht. Daß Herder, wenn es möglich wäre, ihn in Weimar zu halten, aus der Göttinger Berufung einen ansehnlichen materiellen Vorteil haben müsse, war Goethe von allem Anfang an klar. Daß er dabei zuerst an die

Zukunft der Kinder dachte, ist ein schöner Beweis besonderen Edelmutes und Zartsinns. Die folgenden Briefe an die damals in Italien weilende Herzogin-Mutter Anna Amalia bringen diese treu sorgende Gesinnung in rührender Weise zum Ausdruck:

„Ich muß Ew. Durchl. eine Nachricht mitteilen, die Sie beunruhigen wird, wenn Sie solche nicht schon wissen: Wir sind in Gefahr, Herdern zu verlieren. Die Göttinger haben ihn gerufen und ihm selbst überlassen, die Bedingungen zu machen. Der Herzog hat ihm ansehnliche Vorteile zugedacht, allein die Hannöversche Wagschale ist schwer aufzuwiegen. — Was diesen Mann vorzüglich beschwert, sind die vielen Kinder, für welche man besonders zu sorgen sich von dort aus erklärt hat. Ich habe den Vorschlag getan, daß unsre gnädigste Herrschaften in die Vorsorge für diese Kinder sich teilen und sich es dergestalt wechselsweise erleichtern möchten. Der Herzog und die regierende Herzogin sind es wohl zufrieden, und ich hoffe, Ew. Durchl. werden mehr aus Freundschaft für Herdern als in Betrachtung des gegenwärtigen dringenden Falles Sich gleichfalls gern dazu entschließen.

Es käme darauf an, ob es Ihnen gefällig wäre, jährlich einige hundert Taler vorerst auszusetzen. Es verstünde sich, daß die Kinder bei den Eltern blieben und man nur von seiten der Herrschaften für Kleider und andre Bedürfnisse nach dem Wachstume der Geschöpfchen sorgte. Daß man ihnen dereinst eine Ausstattung zusicherte und es Ew. Durchl. gefällig wäre, Ihrem

Testamente, in welchem Sie so manche Person bedacht, eine Verordnung beizufügen, in welcher Sie einige tausend Taler den Kindern zuwendeten.

In Betracht, was Ihnen persönlich Herder war und sein wird, werden es vielleicht Ew. Durchl. mit mir beklagen, daß Sie nicht früher veranlaßt worden, es zu tun, weil es jetzt aussehen möchte, als täte man es mehr gezwungen als aus wahrer Neigung. Haben Sie die Gnade, mir bald zu antworten und übrigens niemand etwas von der Sache zu eröffnen. Ich möchte gern ihm, wenn er ankommt, mit allen freundlichen Offerten entgegen gehen und die Eindrücke der Göttinger entkräften."

Anna Amalia hat es zunächst abgelehnt, auf Goethes Bitten einzugehen. Das hält ihn aber nicht ab, der Herzogin nochmals mit dem gleichen Anliegen nahe zu kommen. Etwa einen Monat später schreibt er:

„Ich hoffe, wir werden ihn (Herdern) behalten, und der Herzog wird alles tun, ihm eine angenehme Situation zu verschaffen. Was eines seiner Kinder betrifft, so habe ich, scheint es, zu viel gebeten, denn eine Kleinigkeit würden mir Ew. Durchl. wohl zur Beruhigung eines der verdientesten Männer und Ihnen wahrhaft attachierten Dieners nicht abgeschlagen haben. Verzeihen Sie also, daß ich noch einmal bittend erscheine.

Wollten Sie nur jährlich 100 bis 150 Taler für ein Kind, etwa für Adalberten, bis zu dessen Majorennität aussetzen, so würde es mit dem aufrichtigsten Dank erkannt werden. Es ist für Ew. Durchl. eine wahre

Kleinigkeit, und da der Herzog und die Herzogin ein Gleiches tun, bedeutet es in der großen Familie schon etwas. Lassen mich Ew. Durchl. mit diesem Anliegen nicht unerhört.

Was das Vermächtnis betrifft, so abstrahiere ich vorerst davon, bis Ew. Durchl. zurückkommen, und sollten Sie es nicht tunlich finden, so will ich selbst dereinst von meinem geringen Nachlasse dem Kinde etwas bestimmen."

„Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" Gibt es eine schönere Erfüllung des Wortes, als hinter dem Rücken der Freunde für sie alles zum besten zu wenden?

Aber auch wenn er ihnen das Antlitz zeigte, war es voller Güte und Freundlichkeit. Wie er der Gattin Herders gleichsam Stütze und Stab in Aufregung, Sorge und Unruhe war, so hatten die Kinder an ihm einen verständnisvollen Freund, der alle ihre Freuden teilte. Als bald nach der Abreise des Vaters dem guten Adalbert der Geburtstagstisch gedeckt wird, kommt er am Vormittag mit Knebel, „und der Jubel der Kinder war groß". Das Pack Pfefferkuchen, das als Geburtstagsgabe des Vaters eingetroffen ist, will sich der kleine Emil anmaßen, er teilt aber „so kindlich großmütig aus, daß bald keine mehr übrig geblieben wären". Knebel und Goethe essen von allem mit. Und so läßt Goethe Augusts Geburtstag nicht vorübergehen, ohne zu der Familienfeier „einen Kirschkuchen" zu senden, er fehlt weder bei der Christbescherung, noch auch bei dem Kinderfest am Geburtstag Luischens. In dem ausgedehnten Garten

hinter dem Hause war zur Belustigung der Kinder ein großes, von Fritz von Stein geschenktes Seil aufgespannt. „Es machte ihnen große Freude und das Spiel ergötzte die ganze Nachbarschaft.“ Goethe ist auch hier unter den aufmunternden Zuschauern. Das Interesse Augusts an der Natur suchte er mit allen Mitteln anzuregen; er geht mit ihm das „schön Studium antiker Marmorarten“ durch, schenkt ihm Samen von italienischen Pflanzen und freut sich mit dem Kinde, wenn der Same im Garten aufgeht.

Zu Goethes Geburtstag aber kommen die beiden ältesten Knaben mit Glückwunsch und Geschenk in sein Haus. „Da gestern Gottfrieds Geburtstag vorüber war,“ erzählt Karoline ihrem Gatten in einem Briefe, „so schickte ich ihn und August zu Goethe. Gottfried brachte ein Körbchen mit Feigen, Pomeranzen und eine Melone, August eine Torte, bedeckt mit einem Lorbeer- und Myrtenkranz, auf den Früchten lagen folgende Worte, die ich selbst gemacht habe, wie leicht zu sehen.“ Der Mitgeburtstägler Gottfried erhält bei dieser Gelegenheit einen Ring mit einem geschnittenen Stein geschenkt, womit er nun die Briefe an den Vater siegelt.

„Daß Frau und Kinder wohl sind, erfährst Du von ihnen selbst; sie haben mich mit einer Biskuittorte und ein paar Kränzen nebst fremden Früchten zum Geburtstag erfreut,“ berichtet einige Tage später Goethe dem Freunde nach Italien.

Auch im folgenden Jahre wird bei der gleichen Veranlassung ein ähnlicher Gratulationszug veranstaltet. Die

Kinder bringen diesmal ein Geburtstagsgedicht, das der inzwischen zurückgekehrte Vater verfaßt hat; die Mutter hat die Worte darunter geschrieben: „Aus dem Munde der Unschuldigen empfangen Sie unsre treuen Wünsche, die keine Worte ausdrücken. Und danken wollen wir Gott, daß Sie da sind."

Goethe war namentlich in den Abendstunden gern zu gemütlichem Gespräch im Herderschen Familienkreise. Da liest er Karoline den eben vollendeten ersten Akt des Tasso vor und pflegt mit ihr manch eingehendes Gespräch über Kunst und Dichtung; mit den Kindern nimmt er noch einmal die herzigen Briefe zur Hand, die ihnen der Vater aus Rom geschrieben hat, und freut sich mit Gottfried über die kostbare Beschreibung des Tivoli und mit August über die des Museums; da setzt er sich unter sie und „zeichnet ihnen ein Landschäftchen", so z. B. Neapel, das Meer und den Vesuv, bringt ihnen italienische Ansichten zum Betrachten mit, zeigt ihnen die Kupfer zu dem damals erscheinenden römischen Karneval und erzählt ihnen von dem lustigen Karnevalstreiben; da hilft er ihnen, wenn sie an den Vater schreiben, oder wenn sie sich bei einer Freundin der Mutter für die von ihr erhaltenen Neujahrsgeschenke bedanken wollen. „Nun wollten wir uns den Mittwoch hinsetzen und ihr (Frau von Frankenberg in Gotha) schreiben, da trat Goethe herein. Er nahm Teil an der Freude, schrieb den Kindern ihre Briefe, die sie wieder abschrieben, und buchstabierte Emil den seinigen vor; in einer Stunde war alles expediert."

Für die Kinder sind die Abende, an denen Goethe in der Familienstube weilt, immer ein Fest. Er verargt ihnen auch nicht, wenn sie ausgelassen sind und der Abend mit dem „sia ammazzato“ schließt, ja, er nimmt es nicht übel, wenn sie sich in tollem Uebermut gegenseitig die Lichter auslöschen, mit denen sie ihm die Treppe hinunter leuchten sollen.

Dem in der Ferne weilenden Freund aber, an den er, nicht mit ihm rechtend, daß dieser seine Briefe äußerst kärglich beantwortet, unverdrossen immer wieder schreibt, ruft er in jedem Briefe die frohe Nachricht zu: „Frau und Kinder sind wohl!“ Und als der kleine Emil im Dezember 1788 eine Kinderkrankheit glücklich überstanden hat, spricht er sofort dem Vater gegenüber seine Freude darüber aus. „Daß Emil so glücklich durch die Blattern gekommen ist, ohne an seiner Gestalt oder an seinem Humor etwas zu verlieren, ist gar schön.“

So kam es aus einem guten Kinderherzen, als Gottfried im März 1789 an den Vater nach Rom schrieb: „Der Herr Geheimrat Goethe ist gar gut gegen uns und ich habe ihn recht sehr lieb; er schenkte mir in meiner Krankheit die so prächtige Ausgabe des Curtius von Petiskus mit vielen Kupfern, die mich wieder halb gesund machte.“

Nachdem Fritz von Stein ins Jünglingsalter übergetreten war, wendete sich die väterliche Neigung Goethes, dessen Herz nach Kindern ebenso warm verlangte, wie nach Frauenliebe, besonders seinem Patenkinde August Herder zu.

Im Herbst 1788 nimmt er den Knaben wiederholt zu mehrtägigem Aufenthalt mit nach Jena, zuweilen in der Gesellschaft des Erbprinzen und dessen Erzieher. Bei Knebel meldet er sich einmal „mit einigen kleinen Freunden" an und bittet um „ein frugales Mittagessen". Goethe machte damals in Jena anatomische Studien; „er sagte zu mir", schreibt August dem Vater, „wenn es appetitlicher wäre, so hätte er mich mitgenommen." Im Frühling 1789, als Goethe mit dem Erbprinzen auf mehrere Wochen nach Belvedere übersiedelt, ist August wieder in seiner Gesellschaft, und im Sommer verlebt dieser einen vollen Monat mit Goethe und dem Erbprinzen in Eisenach und Wilhelmstal. „August bleibt sich gleich, ist immer lustig und hat Streiche im Kopfe. Jedermann liebt ihn," schreibt Goethe von dort. Nach einem von der Hofgesellschaft unternommenen Ausflug berichtet er gleich den Eltern von Ruhla aus: „Der Herzog hat auf dieser Tour Augusten sehr lieb gewonnen, und ich hoffe, der Junge soll dadurch in eine Existenz kommen, die für ihn paßt."

Goethe hatte sich in dieser Zeit so an den Umgang mit dem Knaben gewöhnt, daß er sich mit dem Gedanken trug, ihn mitzunehmen, als er im Frühjahr 1790 zum zweiten Male über die Alpen zog, um die Herzogin-Mutter Anna Amalia von ihrer Italienreise zurückzugeleiten. Es war nicht möglich, den Plan auszuführen, aber in den Briefen, die er während dieser Reise an Herder und seine Gattin schreibt, gedenkt er mit besonders freundlichen Worten immer wieder seines Lieb-

lings, und oft ist ein besonderes Blättchen an ihn beigelegt; leider ist keins davon überliefert.

Schon in Jena schreibt er: „Grüße Frau und Kinder, besonders Gusteln, er hat sich männlich gehalten, als ich fortfuhr und von einem andern Abschied (er meint den von Christiane Vulpius und seinem drei Monate alten Kinde) ganz mürbe war.“ Und zwei Tage später: „Es tat mir herzlich leid, daß ich ihn zurücklassen mußte, es ging aber in manchem Betracht nicht an, ihn mitzunehmen.“ Aus Nürnberg grüßt er „Augusten und die ganze kleine Schar“, und in Venedig erinnert er sich wiederum des kleinen Freundes in Weimar: „Grüßet mir Augusten, er fehlt mir sehr. Hier sind tausend Sachen, die er genösse und an denen ich vorbei gehen muß, grüßt ihn.“ Und nach einigen Tagen: „Augustens gedenke ich bei gar manchen Gelegenheiten.“

August Herder war ein Knabe mit offnen Sinnen und von heiterm Gemüt, den alle, die mit ihm umgingen, rasch lieb gewannen. Auch Goethes Mutter interessierte sich für den kleinen Genossen ihres Sohnes, und als sie einst „Christkindleins bonbon“ schickte, bat sie, „dem jungen Herder, Augst benamset, etwas in ihrem Namen davon zukommen zu lassen“. Besonders gern gesehen war August am Hofe. Der Herzog mochte ihn gut leiden. Der joviale Prinz August von Gotha begrüßte ihn stets als kleinen Namensvetter, und die Herzogin-Mutter Anna Amalia hatte ihn zu ihrem besonderen Liebling erkoren.

Die Umgebung, in der August so aufwuchs, war indes

für seine Erziehung nicht besonders günstig, und für die Eltern entstand gerade um ihren begabtesten Sohn manche Sorge. Er wurde von allen verzärtelt, die sich der Herzogin-Mutter angenehm machen wollten, geriet dadurch in ein zerstreutes, schöngeistiges Wesen und wurde dem Vater entfremdet. „Weimar ist der heilloseste Ort für die Erziehung der Kinder," rief einst die Mutter im Unmut über diese Verhältnisse aus. Die Eltern beschlossen, den nun an der Grenze des Jünglingsalters stehenden Knaben in eine Erziehungsanstalt nach Neuchâtel zu bringen, da er dringend der Sammlung unter stetiger und ernster Leitung bedurfte.

Von dort aus hat August an Goethe mehrere Briefe geschrieben, in denen seine dankbare Anhänglichkeit beredten und warmen Ausdruck findet. Dieser wiederum hat weiter die Entwickelung des jungen Mannes mit Interesse verfolgt, auch dann, als im Jahre 1795 die Freundschaft mit Herder und seiner Gattin ein bedauerliches Ende erreichte. Es wird erzählt, daß er kurz vor dem Tode Herders noch eine größere Summe für Schulden Augusts, „der sich tüchtig entwickelt, aber im Ökonomischen etwas sorglos und großartig gewirtschaftet hatte", bezahlt habe, um zu verhüten, daß dem kranken Vater dadurch seine letzten Tage getrübt würden.

August Herder wandte sich dem Studium der Mineralogie und des Bergfaches zu, erwarb sich in dieser Wissenschaft Ansehen und gelangte in seiner amtlichen Laufbahn in die höchste Stellung. Er starb als Oberberghauptmann in Dresden im Jahre 1838. Goethe

blieb bis in die letzten Jahre seines Lebens mit dem Manne, den er einst im freundlichen Garten der Kindheit und Jugend geleitet, in Freundschaft verbunden, gleiche wissenschaftliche Interessen knüpften ein neues Band, das in zahlreichen Briefen zum Ausdruck kommt, und in den Tag- und Jahresheften erwähnt Goethe den jüngeren Freund wiederholt mit dem Ausdruck der Hochschätzung.

Der weitere Freundeskreis.

Ziehen wir die Peripherie des Goetheschen Freundeskreises etwas weiter! Wem auch die Sonne seiner Freundschaft strahlte, die Kinder hatten immer mit Teil an ihr, es ist, als ob es ihn mit der Macht einer Naturgewalt zu ihnen hingezogen hätte.

Daß er sich in Darmstadt mit Mercks Kindern viel zu schaffen machte, haben wir uns bereits von Karoline Flachsland erzählen lassen. Mercks kleiner Henri hatte liebe Spielkameraden in den beiden Söhnen der Frau von la Roche, Karl und Franz, die Goethe kennen lernte und lieb gewann, als er gemeinschaftlich mit der Familie Mercks im Sommer 1772 in Ehrenbreitstein weilte. Im Hause der Maximiliane Brentano, der ältesten Tochter der la Roche, wurde er bald Familienfreund, und die fünf Kinder aus Brentanos erster Ehe fanden in ihm einen freundlichen Genossen ihrer Spiele.

Bei seinem zweiten Aufenthalt in Zürich (1779) bildete sich bald zu den Kindern Lavaters das traulichste

Verhältnis. Der vierjährige Heirli (Heinrich) hat ihm manches drollige Wort abgehorcht, von denen eins den Vater noch im folgenden Jahre „oft so wohl macht, daß er's zehnmal im Munde herumwirft". Und nachdem er in fast jedem Briefe des „Wibeli" und der „Kleinen" gedacht, bittet er 1780 den Freund: „Wenn Dein Knabe gelegentlich schreibseliger wird, so laß mir ihn manchmal etwas von Eurer Haushaltung schreiben, wie's ihm vor die Feder kommt."

Noch bevor er seinem späteren Freunde Fritz Jacobi persönlich näher getreten war, hatte er im Sommer 1773 dessen Gattin Betty in Frankfurt, wo sie bei der Tante Jacobis, Johanna Fahlmer, zu Besuch weilte, kennen gelernt. Sie gewann durch ihre herrlichen Eigenschaften den Dichter völlig; aber sein Interesse wendete sich auch sofort ihren Kindern zu und in den Briefen an Betty fehlte nie ein Gruß an diese:

„Adieu liebe Frau, küss' Sie mir die Buben und die Mädchen."

„Und daß ja die Bubens einen Gruß von mir kriegen."

Wie für Lottens Geschwister so erledigt er auch für Bettys Kinder allerlei Besorgungen. Da hat Tantchen Fahlmer eine Violine zum ersten Musikunterricht der Knaben gewünscht. „Habe ein Geiglein gefunden," antwortet Goethe, „will es zurechte machen lassen und mit Bogen auf der fahrenden Post wohl einballiert übersenden. Der Herr Fritz oder Herr George werdens von mir als einen geringen heiligen Christ

annehmen. Wünsche nur dem Herrn, der vor der Hand sein Glück darauf probieren will, so viel zu lernen als das liebe Geschöpf, das es vor ihm unterm Kinn hatte. Und dann möge er ein Virtuos werden oder wenigstens fühlen lernen einen Virtuosen."

Und an Betty selbst schreibt er bald danach: „Die Violine wird ehestens ankommen, Mamachen, wie eine Komödiantin in der Probe, in flanellnem Wams, mit Bändern bunt auf der Haube. . . . Ihre Buben sind mir lieb, denn es sind Ihre Buben, und der letzte ist immer der nächste. Ob sie an Christ glauben oder Götz oder Hamlet, das ist eins, nur an was laßt sie glauben. Wer an nichts glaubt, verzweifelt an sich selber."

Im folgenden Sommer überrascht Goethe dann die Freunde in Düsseldorf, findet zwar die Stadtwohnung leer, eilt aber sofort nach dem Gartenhaus in Pempelfort, wo er „wie vom Himmel gefallen" in die Familie tritt. Gleich am Mittag schreibt er darüber in der ersten Erregung und mehr in abgerissenen Worten, ganz im Stil des „jungen Goethe", an die Freundin, die bei ihren Eltern weilte. Daß er auch „die Kleinen" dort getroffen, den jüngsten freilich nur schlafend, vergißt er nicht zu erwähnen.

In späteren Jahren hat er dann den jüngeren Geschwistern von Fritz und Georg ebenso liebreich beigestanden. Da sendet er einmal für sie Schulatlanten und Lehrbücher, ein andermal Spielgerät.

Der zweite Sohn Georg, später preußischer Ge-

heimer Regierungsrat, war ein schwer zu erziehendes Kind und machte den Eltern Besorgnisse. Sie taten ihn zu Matthias Claudius nach Wandsbeck in Erziehung, aber auch hier gedieh er nicht; die bekümmerten Eltern übergaben ihn nun der befreundeten Fürstin Gallizin in Münster, die sich, durchdrungen von tiefer und beinah schwärmerischer religiöser Empfindung, mit besonderem Eifer der Erziehung ihrer Kinder widmete. Sie fand, wie Goethe von ihr sagt, das höchste Zeitliche im Natürlichen und brachte dies im bürgerlichen Leben wie in der Kinderzucht zum Ausdruck. Ihre Kinder lernten schwimmen und reiten, vielleicht auch balgen und ringen.

Aber selbst die Erziehungskünste der Fürstin scheiterten zunächst an dem Knaben, und die Sorge des Vaters wuchs namentlich nach dem frühen Tode seiner vortrefflichen Gattin (1784) immer mehr. Da ist Goethe wiederum der Beschwichtigende und zum Guten Redende. „Schreibe mir doch ein Wort von dem Kinde zu Münster und was Ihr mit ihm habt. Ich weiß nichts von ihm, kann es nicht beurteilen, und wenn ich nicht sehr irre, behandelt Ihr es falsch, die Fürstin und Du. Ich mische mich nicht gern in dergleichen Sachen, denn die Vorstellungsarten sind so verschieden und mit Schreiben ist gar nichts ausgerichtet, aber das Kind dauert mich, es ist doch Dein und Bettys Kind, und gewiß nicht zum Bösewicht, zum Nichtswürdigen geboren."

Nach mehreren Jahren aber kommen bessere Nach-

richten über den Knaben, und teilnehmend schreibt Goethe herzlich zurück: „Von Deinem Georg habe ich immer das Beste gehofft und war unzufrieden mit Euch, daß Ihr immer unzufrieden mit dem Kinde waret. Ein Blatt, das groß werden soll, ist voller Runzeln und Knittern, ehe es sich entwickelt; wenn man nicht Geduld hat und es gleich glatt haben will wie ein Weidenblatt, dann ist's übel. Ich wünsche Dir Glück zur Vaterfreude."

Im Winter 1806 und auch in den folgenden verbrachte Goethe allwöchentlich einen Abend in dem Kreise, den Johanna Schopenhauer, die im September 1806 nach Weimar verzogen war, um sich versammelte. Nicht nur die Mutter, sondern auch die Tochter, die damals neunjährige Adele, erfreuten sich der Zuneigung des Dichters. Diese, ein lebhaftes, gemütvolles Kind, wurde bald sein entschiedener Liebling.

„Er ist ein unbeschreibliches Wesen," schreibt Johanna Schopenhauer über ihn; „das Höchste wie das Kleinste ergreift er. So saß er eines Abends eine lange Weile im besten meiner drei Zimmer mit Adele und der jüngsten Conta, einem hübschen, unbefangenen, sechzehnjährigen Mädchen. Wir sahen von weitem der lebhaften Konversation zwischen den dreien zu, ohne sie zu verstehen; zuletzt gingen sie alle drei hinaus und kamen lange nicht wieder. Goethe war mit den Kindern in Adelens Zimmer gegangen, hatte sich dort hingesetzt und sich alle Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück für Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen, und kam nun mit

den frohen Kindern und einem sehr lieben, milden Gesichte zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat, ihn zu sehen, wie ich."

An den beiden Knaben der Frau von Heygendorff, den natürlichen Söhnen Karl Augusts, bewährte Goethe auch sein Mentoramt. „Ich bin zu alt, um ihn in die Welt einzuführen, doch vielleicht kann ich ihm noch etwas werden," hatte er nach der Geburt des ältesten, seines Patenkindes Karl Wolfgang, an Karl August geschrieben. In Briefen und Tagebuchnotizen sind viele Spuren vorhanden, wie Goethes Dienste bei der Erziehung der Kinder in Anspruch genommen worden sind und wie er gern mit Rat und Tat behilflich gewesen ist. Da ist bald eine kleine mineralogische Sammlung für die Kinder zu beschaffen, bald der Lehrer anzuleiten, wie er sie recht verwenden soll. Die Knaben kommen öfters zu Goethe, ihr Hofmeister berichtet ihm über ihr Tun und Treiben und Goethe ermuntert sie mit freundlichen Worten, brav zu bleiben. Als Karl Wolfgang 1816 in die Fellenbergsche Erziehungsanstalt nach Hofwyl verbracht werden soll, übernimmt Goethe die Vermittelung und die Ausführung des Planes bis in alle Einzelheiten.

Ein rührendes Beispiel väterlicher Fürsorge armen Waisen gegenüber haben wir an Goethes Bemühungen um die Gebrüder Mandelsloh. Der Leutnant von Mandelsloh hatte seine beiden Knaben in zerrütteten Vermögensverhältnissen zurückgelassen, sodaß sie auf Kosten der Fürstlichen Kriegskasse Verpflegung und

Erziehung erhalten mußten. Goethe hat als Vorsitzender der Kriegskommission in mehreren Eingaben an Karl August das Wohl der Knaben gefördert, hat auch Herder, als er sah, daß in den Erziehungsinstituten, denen die Knaben übergeben worden waren, „nichts Menschliches" aus ihnen werde, gebeten, sich persönlich der Waisen anzunehmen. „Ich wünschte", schreibt er ihm, „Du dirigiertest mit einem Finger die Erziehung der Mandelslohs."

Und wenn wir weiter hören, wie Goethe in vielen seiner Briefe an seinen gelehrten Freund Fr. Aug. Wolf dessen Tochter Mienchen mit freundlichen Ausdrücken begrüßt, wenn wir im Briefwechsel mit Schiller verfolgen, wie herzlichen Anteil er an allem nimmt, was die Kinder betrifft, wenn wir vernehmen, wie er den Kindern des Chemikers Döbereiner in Jena ein Glückwunschgedicht niederschreibt, damit sie mit ihm den Vater zu seinem Geburtstage beglückwünschen können, wenn wir uns erzählen lassen, wie er in Dresden mit den Knaben Gerhard und Wilhelm von Kügelgen freundschaftlich verkehrt, wenn wir aus seinen Briefen an einen ferner wohnenden Freund, den Arzt Nicolaus Meyer in Bremen, ersehen, welch liebe Worte er für dessen Söhnchen, sein Patenkind, findet, so sind dies weitere anmutige Züge in dem Bilde des kinderfreundlichen Genius.

So sind in allen Familien, mit denen er in freundschaftlichen Verkehr tritt, immer auch die Kinder Gegenstand seiner lebhaften Teilnahme: Tochter und Sohn Körners in Dresden, wie die Knaben seines Schwagers

Schloſſer, wie endlich in ſpäteren Jahren die Enkel des Miniſters von Fritſch.

Aber die Reihe der Freunde, deren Kindern Goethe in Liebe zugetan war, iſt noch nicht zu Ende! Zu den Getreuen, mit denen er ſich von ſeinem Eintritt in Weimar bis an ſein Lebensende verbunden fühlte, gehörte Karl Ludwig v. Knebel. Erſt im höheren Mannesalter hatte ſich dieſer mit der Kammerſängerin Luiſe Rudorf vermählt. Dem Bunde entſproſſen zwei Knaben, Karl und Bernhard.

Bernhard war ſchon als kleines Kind Goethes Liebling, von dem „Wachstum der neuſten Progenituren" wünſcht er Nachricht von dem Freunde zu erhalten. Für den Heranwachſenden, der ſchon als Zweijähriger Goethes Namen ausſprechen kann, wird oft etwas nach Jena, dem Wohnort Knebels, geſchickt, „eine Schachtel für den kleinen Wildfang", ſpäter „Schreibvorſchriften, wie in Prag jedermann ſchreibt. Wenn er ſie nur vor Augen hat, ſo wird ſich's ſchon eindrücken, wie er einmal die Feder führen ſoll".

Goethe war, wenn er in Jena weilte, ſtändiger Gaſt in der Familie des Freundes. Zum Geburtstag des kleinen Bernhard (25. Juli) nimmt er an einer Abendgeſellſchaft teil und läßt dann in Knebels Garten zur Beluſtigung der Kinder ein Feuerwerk abbrennen. Am Weihnachtstag hilft er „gegen Abend den Chriſtbaum des kleinen Bernhard mit beleuchten"; der Knabe ſendet ihm durch ſeinen Vater von den Geſchenken, die er aus Nürnberg erhalten hat, ſchon

vorher „ein Lebkuchen-stratum“. Welch innigen Anteil er an der Entwicklung des Kindes nimmt, ist aus dem Vers zu erkennen, den er ihm ins Stammbuch schreibt:

Als kleinen Knaben hab' ich Dich gesehn
Mit höchstem Selbstvertraun der Welt entgegen gehn;
Und wie sie Dir im Künftigen begegnet,
So sei getrost, von Freundes Blick gesegnet!

Einige Jahre später sendet er ihm, damit er mit ihnen den Vater zu seinem Geburtstag erfreue, folgende Zeilen:

Den November, den dreißigsten,
Feire stets als heiligen Tag
Mit Opfern, wie's nur dem fleißigsten,
Dem besten Sohne gelingen mag;
Denn der Vater ist heut geboren,
Der Dich liebt, wie's billig ist.
Kindlein, sei ihm zugeschworen!
Freude nur bringt, was willig ist.

Bernhard ist ein Kind mit übersprudelnder Lebenslust gewesen. „Möge der kleine muntere Schelm recht frisch und froh heranwachsen“, wünscht einmal Goethe den Eltern. Später muß freilich zuweilen auch die Strenge zur Geltung kommen. „Auch sage ich Dir Dank,“ schreibt Knebel an Goethe, „für den Anteil, den Du an meinem Bernhard nimmst. Wir suchen, nach Deinen Vorschriften, den fast zu schnell aufkeimenden Geist etwas zu dämpfen. Es ist schade, wenn eine so schön gestaltete Natur durch sich selbst untergehen sollte.“

Karl von Knebel tritt uns zuerst entgegen in einer

heitern Szene bei einem Teeabend im väterlichen Hause. Zacharias Werner war anwesend und las seine „Weihe der Kraft" vor. Der kleine Karl saß am Tisch und spielte still mit Steinchen. Als der Vorlesende leidenschaftlich in die höchste Deklamation geriet, fuhr er mit dem Rufe dazwischen: „Der Mann ist ja verrückt." Die Mutter kommt in die peinlichste Verlegenheit, der Vater ruft den Kleinen streng zur Ordnung, dieser aber behauptet weiter: „Wie könnte er denn so sprechen, wenn er nicht verrückt wäre." Goethe will sich über den Zwischenruf totlachen und beschwichtigt die erzürnten Eltern mit den Worten: „Laßt ihn gehen! Der Junge hat eine Welt in sich."

Einige Jahre später trat Goethe zu dem Knaben in engere Beziehung. Es war in ihm die Lust zum Zeichnen erwacht, und es nimmt uns nicht wunder, daß Goethe gerade hierin gern als Führer und Lehrer diente. „Ich schicke ihm hier einiges zur Übung," schreibt er an Knebel, „er soll es nur hübsch sorgfältig nachzeichnen und nicht allzu geschwind verfahren. Er schickt mir alsdann seine Kopie mit den Originalen zurück und erhält wieder etwas Neues."

Kaum zehn Tage später erfolgt Anerkennung der Leistungen und weiterer Rat. „Der Knabe soll für seine Zeichnungen und sein geschriebenes Blättchen gelobt werden und nächsten Sonnabend neue Musterblätter erhalten. Wenn er nur auf diesem Wege fleißig fortfährt, so springt, ehe man sich's versieht, bei der natürlichen Anlage, die er hat, bei irgend einem Anlaß das Bessere

hervor. Zu den Umrissen soll er seine Tusche nur stärker machen. Zum Ausschattieren kann er sie alsdann schon schwächer nehmen."

Einige Tage darauf erhält der Knabe weitere Vorlagen. „Deinem Knäblein sende ich hier abermals einige schöne Muster. Ich wünsche, daß er in Abzeichnung derselben immer mit mehrerer Sorgfalt verführe; auch müßte die Tusche zu den Umrissen stärker sein, damit die Striche aus dem Lavierten hernach besser hervorstächen. Wenn er in seinen Zeichnungen so sauber wird wie in seiner Handschrift, so möchte nichts dabei zu erinnern sein."

Und so folgen in den Novembertagen 1809 Aufmunterung, Korrektur, Ermahnung zu „Sicherheit, Akkuratesse und Reinlichkeit", sowie neue Aufgaben rasch hintereinander.

Im nächsten Jahre werden die Übungen fortgesetzt. „Dein Karl hat die letzten Köpfchen sehr gut und lobenswert nachgeahmt. Wenn er so fortfährt, so wird es ihm wohl gelingen. Ich schicke ihm heute wieder einiges. Nächstens aber größere Dinge, damit er nach und nach aus dem engen Wesen herauskommt. Nur müßte man sehen, wie man ihm größere Pinsel verschaffte. Besonders mag er immer mehr auf Licht und Schatten acht geben, Licht und Halblicht, Schatten und Halbschatten voneinander sondern, damit die Gegenstände rund werden und auseinander gehen."

Nachdem Goethe den Knaben dem Vater gegenüber nochmals belobt und hervorgehoben hat, daß er

„seine Sache täglich besser mache", richtet er an ihn selbst folgenden Brief:

„Ich sende Dir, mein lieber Karl, Deine Zeichnungen zurück, und da Du Dich so gut gehalten hast, so traue ich Dir etwas Schwereres zu. Aus den mitkommenden Umrissen historischer Bilder, die Dich interessieren werden, nimmst Du nur einzelne Figuren heraus, wenn Dir ein ganzes Blatt zu umständlich und schwer vorkommen möchte. Doch kannst Du ja auch wohl, wenn Du Dir Zeit dazu nimmst, ganze Kompositionen abzeichnen, denn sie sind hübsch und Du wirst Freude haben, sie in Deiner Sammlung von Studien zu besitzen."

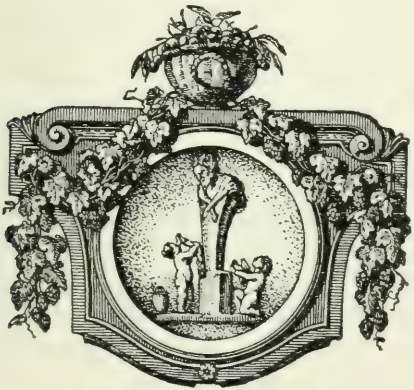
Im nächsten Sommer möchte er dem kleinen Freunde aus seinem Badeaufenthalt „etwas von den Karlsbader Produkten Wünschenswertes" mitbringen und ist erfreut, daß die Zeichnungen ihm auch dorthin gesandt werden; „Karl möge ja immer fortfahren, denn was ist dies nicht für ein Vorteil, in der Geschwindigkeit gleich ein Bild versenden und communicieren zu können".

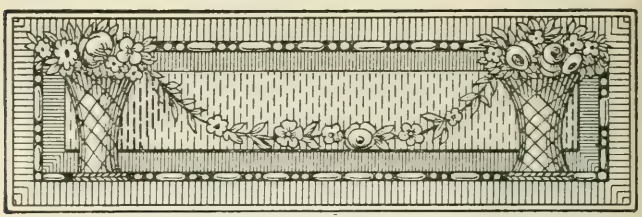
Später versucht sich Karl auch in der Dichtkunst. Auch da ist Goethe aufmunternder Förderer: „Deines Karls Gedichte mit Vignetten sind recht hübsch. Er soll nur so fortfahren. Diese Dinge haben völlig den Charakter der Volkslieder, sie könnten im Wunderhorn stehen, ohne daß irgend jemand einen Anstoß nähme: denn auf diesem Wege sind auch diese mehr Natur- als Kunstprodukte entstanden."

So väterlich freundliche Sorge und Teilnahme erweckt naturgemäß dankbare Zuneigung. „Seine Liebe

und sein Zutrauen gegen Dich sind unbeschreiblich," heißt es in einem Briefe Knebels, mit dem dieser geliehene Zeichenvorlagen an Goethe zurücksendet.

So neigt sich auch dieser Abschnitt ungesucht und ungewollt dem Pädagogischen zu. Er kann nicht stimmungsvoller abgeschlossen werden, als mit dem Hinweis auf den Brief, den Goethe 1816 an den Bildhauer Schadow schrieb. Er bat ihn darin um Musterstücke von Schaumünzen, die „der kunstreiche Hofmedailleur Herr Loos bei allen Gelegenheiten geprägt habe". Die Absicht sei, „Kinder bei ihren Fortschritten durch ein solches Geschenk zu erfreuen".





3. Unterwegs.

„So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden."

Wiederum ein Selbstbekenntnis Goethes, vermittelt durch Wilhelm Meister. Er hat in der Befolgung dieser Wahrheit zu jeder Zeit und an allen Orten Kinder beobachtet, und zwar mit der ausgesprochenen Absicht, sich dadurch „die menschliche Natur deutlich zu machen".

Als er in Italien weilt, sind ihm die Kinder der Schlüssel zum Erkennen der Volkseigenart. „Überhaupt eine recht gute Nation, man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute sehen, wie ich sie jetzt sehe und sehen kann, da ich ihnen immer exponiert bin und mich ihnen exponiere," heißt es im Tagebuch von der italienischen Reise; und ähnlich in einem späteren Abschnitt: „Das Volk selbst ist gewiß von Grund aus gut, ich sehe nur die Kinder an und gebe mich mit ihnen ab, auch mit den alten."

In der Campagne in Frankreich wendet er sich, um über die von vielen behauptete Dürftigkeit des Argonner Waldgebietes ein Urteil zu gewinnen, an Kinder, die in dem ersten besten Dorfe aufgegriffen worden waren. Daß sie mit Zufriedenheit von ihrer Nahrung sprechen, ist ihm ein Zeichen dafür, daß „in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und Ungeziefer zu Hause sein müsse".

Da er die Kinder mit dem Blick des feinen Beobachters ansah, konnte er namentlich an ihnen die Gesinnung ihrer Eltern deutlich erkennen. „Die Kinder haben, wie die Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch," sagte er einst zu Eckermann, „daß sie alles entdecken und auswittern, und das Schlimme vor allem anderen. Sie wissen auch immer ganz genau, wie dieser oder jener Hausfreund zu ihren Eltern steht, und da sie nun in der Regel noch keine Verstellung üben, so können sie uns als die trefflichsten Barometer dienen, um an ihnen den Grad unsrer Gunst oder Ungunst bei den Ihrigen wahrzunehmen.

Man hatte einst in der Gesellschaft schlecht von mir gesprochen, und zwar erschien die Sache für mich von solcher Bedeutung, daß mir sehr viel daran liegen mußte, zu erfahren, woher der Schlag kam. Im allgemeinen war man hier überaus wohlwollend gegen mich gesinnt; ich dachte hin und her und konnte gar nicht herausbringen, von wem jenes gehässige Gerede könne ausgegangen sein. Mit einemmale bekomme ich Licht. Es begegneten mir nämlich eines Tages in der Straße einige kleine Knaben meiner Bekanntschaft, die mich nicht

grüßten, wie sie sonst zu tun pflegten. Dies war mir genug, und ich entdeckte auf dieser Fährte sehr bald, daß es ihre lieben Eltern waren, die ihre Zungen auf meine Kosten auf eine so arge Weise in Bewegung gesetzt hatten."

Darum findet er auch auf seinen Reisen alle Züge aus Leben und Brauch der Kinder bemerkenswert und mitteilungswürdig. Wie es in Südtirol „lustig klingt, wenn mutwillige Buben mit einem Feld von Heuschrecken um die Wette pfeifen", reiht er seinen Tagebuchnotizen ebenso ein, wie die Beobachtung, daß in Altorf die Kinder mit ihren Holzschuhen den Kastagnetten-Rhythmus nachahmen. Wie in Rom eine Kinderprozession und in Neapel ein Kinderbegräbnis seine Aufmerksamkeit erregen, so vergißt er nicht weniger zu berichten, wie in der Gegend von Grandpré zwei hungrige französische Knaben, denen er von seinem Kommißbrot anbietet, ablehnend versichern, dergleichen könnten sie nicht essen, und wie sie auf seine Frage, was sie denn gewöhnlich genössen, antworten: „Du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière." Daß in Sivry die kleinen Kinder seines Wirtes, als sie abends zu Bette gehen sollen, sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll nähern, sich verneigen, ihnen die Hand küssen und „mit wünschenswerter Anmut ihr „Bon soir papa, bon soir maman" sagen, flicht er in die anschauliche Schilderung des Aufenthaltes an dem gastlichen Herde ein, und allen diesen Szenen weiß er etwas Charakteristisches, Bedeutungsvolles abzugewinnen.

Für das bunte Volksleben in Neapel ist ihm immer das Tun und Treiben der Kinder von typischer Bedeutung. „Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden“: treffend findet er es veranschaulicht, als er sieht, wie an einem kalten Morgen vor einer Schmiede eine Anzahl zerlumpter Knaben im Kreise tanzend, die Hände gegen den Boden gewendet, sich an dem Steinpflaster wärmen, das durch das Abbinden eines Radreifens heiß geworden ist. „Die dem Pflaster mitgeteilte Wärme benutzen sogleich die kleinen Huronen und rühren sich nicht eher von der Stelle, als bis sie den letzten warmen Hauch ausgesogen haben.“ Das kleine Ereignis ist dem aufmerksamen Beobachter ein Beispiel für „die lebhafteste und geistreichste Industrie des Volkes, nicht um reich zu werden, sondern um sorgenfrei zu leben“. So bemerkt er weiter bei dem „geringen Volk“ „wie bei frohen Kindern, wenn man ihnen etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft verrichten, aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen“. Und die Geschäftigkeit des Volkes findet er deutlich ausgeprägt schon bei den Kindern. „Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Teil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Ge-

sellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, befassen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerware einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen, allenfalls nur, um ihren Teil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Gerätschaft in einem Brett und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schar Kinder versammelt, wie er sein Brett niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zerteilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr kleines Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen, und der kleine Handelsmann traktiert gegen die Begierigen die Sache ebenso bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde."

Noch der Siebzigjährige betrachtet in Karlsbad mit Wohlgefallen das Spielen der Kinder am Vorabend des St. Nepomukfestes, da diese kleine Papierschiffchen mit

einem darin angebrachten Wachslichtchen die Tepel hinab schwimmen lassen. Kann das Spiel eine sinnigere Deutung finden als in dem Liedchen, das Goethe am 24. Mai 1820 an Zelter schickte?

Lichtlein schwimmen auf dem Strome,
Kinder singen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein schwinden, Sterne schwinden.
Also löste sich die Seele
Unsres Heil'gen; nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein, schwimmet! Spielt, Ihr Kinder!
Kinderchor, o singe, singe!
Und verkündiget nicht minder,
Was den Stern zu Sternen bringe!

Als sich einst eine junge Malerin an ihn um künstlerischen Rat über darzustellende Gegenstände wendet, weiß er ihr darum nichts besseres zu empfehlen, als Kinder zu beobachten. „Sehen Sie den Kindern aufmerksam zu, wenn diese nun im Frühjahr ihre Spiele beginnen, es sei nun, daß sie Ball werfen und schlagen, den Kreisel peitschen, den Reif treiben, auf Stelzen gehen, sich überschlagen und wozu sie sonst die Überfülle unausgebildeter Kräfte mutwillig verschwenden." Das alles war ihm das beste Beispiel für „das unmittelbar Sichtlich-Sinnliche", für den „Geist des Wirklichen, der eigentlich das wahre Ideelle ist."

Das erste „Abenteuerchen", das ihm auf seiner

Italienreise aufstieß, war die Bekanntschaft mit einem elfjährigen Harfenmädchen. Bei Walchensee holte er einen Harfner ein, der mit seinem Töchterchen die Straße zog. Er bat Goethe, das Kind mitzunehmen. „Er trug das Instrument weiter, ich ließ sie zu mir sitzen, und sie stellte mir eine große, neue Schachtel sorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges, ausgebildetes Geschöpf, in der Welt schon ziemlich bewandert. Nach Maria Einsiedeln war sie mit ihrer Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beide wollten eben die größere Reise nach San Jago von Compostell antreten, als die Mutter mit Tode abging und ihr Gelübde nicht erfüllen sollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel tun, meinte sie. Nach einem großen Brande habe sie selbst gesehen ein ganzes Haus niedergebrannt, bis auf die untersten Mauern, und über der Tür hinter einem Glase das Muttergottesbild, Glas und Bild unversehrt, welches denn doch ein augenscheinliches Wunder sei. All ihre Reisen habe sie zu Fuße gemacht, zuletzt in München vor dem Kurfürsten gespielt und sich überhaupt vor einundzwanzig fürstlichen Personen hören lassen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübsche große, braune Augen, eine eigensinnige Stirn, die sich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn sie sprach, war sie angenehm und natürlich, besonders wenn sie kindisch laut lachte; hingegen wenn sie schwieg, schien sie etwas bedeuten zu wollen und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich sprach sehr viel mit ihr durch; sie war überall zu Hause und merkte gut auf die Gegenstände. So fragte sie mich ein-

mal, was das für ein Baum sei. Es war ein schöner, großer Ahorn, der erste, der mir auf der ganzen Reise zu Gesichte kam. Den hatte sie doch gleich bemerkt und freute sich, da mehrere nach und nach erschienen, daß sie auch diesen Baum unterscheiden könne. Sie gehe, sagte sie, nach Bozen auf die Messe, wo ich doch wahrscheinlich auch hinzöge. Wenn sie mich dort anträfe, müsse ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch versprach. Dort wolle sie auch ihre neue Haube aufsetzen, die sie sich in München von ihrem Verdienst habe machen lassen. Sie wolle mir solche im voraus zeigen. Nun eröffnete sie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgestickten und wohlbebänderten Kopfschmuckes mit ihr erfreuen.

Über eine andere frohe Aussicht vergnügten wir uns gleichfalls zusammen. Sie versicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit sich, und das sei die Harfe. Wenn sich der Diskant hinaufstimme, so gebe es gutes Wetter, und das habe er heute getan. Ich ergriff das Omen, und wir schieden im besten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens."

Einige Tage später, auf dem Wege von Bozen nach Trient, wiederholte sich das gleiche Schauspiel, freilich nicht mit dem gleichen Humor. Eine arme Frau rief den Reisenden an, er möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Er übte diese Mildtätigkeit „zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes". Das Kind war sonderbar geputzt und aufgeziert,

er konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Ähnliche Mildtätigkeit übte Goethe, da er im Gefolge seines Fürsten der Belagerung von Mainz beiwohnte. Als er im leichten Wagen um die wiedereroberte Festung fuhr, rief ihn ein Mann, ein ausgewanderter Mainzer, an und bat, seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, mitfahren zu lassen. Goethe nahm das Kind bereitwillig mit in den Wagen, redete nicht nur dem aufgeregten Vater begütigende Worte zu, sondern erquickte auch beide mit einem Trunk guten Weines und Brezeln. An einem verabredeten Orte wurde der Knabe abgesetzt, der Vater zeigte sich schon von weitem und winkte dem Wohltäter mit dem Hute tausend Dank und Segen zu.

Einen Tätigen, im Augenblick Bedürftigen fortzuhelfen, hat es Goethe nie an Beisteuer mangeln lassen. Besonders zugetan war er den Handwerksburschen, mit denen er, wie er selbst gesteht, als Fußreisender oft in Gesellschaft gewandert ist. Selten ließ er einen ohne eine Gabe zur Wegzehrung an sich vorübergehen. „Mein Fuhrwerk", erzählt er, „erreichte einmal einen rüstigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich als einen Handwerksburschen sogleich eine Gabe zudachte. Der Kutscher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweistündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen, stillzuhalten. Dies geschah in dem Augenblick, als Knaben, an der Straße spielend, hämisch laut ausriefen und schrien, es sitze jemand hinten

auf. Mit mir zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, höchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um seinetwillen stillgehalten und eine übele Behandlung stehe ihm bevor. Es war derselbige Bäckerknabe, der sich klüglich, einen beschädigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hätte; nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt erfreuen."

Und hieran möge sich noch eine Kinderszene auf dem Reisewagen mit einem nicht minder sinnigen und gemütvollen Abschluß anreihen. Goethe fährt mit Kniep auf der Straße von Salerno nach Neapel. Sie erreichen eine Anhöhe, und mit einem Male tut sich der ganze Golf mit all seiner Herrlichkeit dem überraschten Blicke auf. „Ein gräßlicher Gesang, vielmehr Lustgeschrei und Freudengeheul des hinten aufstehenden Knaben erschreckte und störte mich. Heftig fuhr ich ihn an; er hatte noch kein böses Wort von uns gehört, er war der gutmütigste Junge. Eine Weile rührte er sich nicht, dann klopfte er mir sachte auf die Schulter, streckte seinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwischen uns durch und sagte: „Signor, perdonate! questa è la mia patriä!" Das heißt verdolmetscht: „Herr, verzeiht! Ist das doch mein Vaterland!" Und so war ich zum zweitenmal überrascht. Mir armen Nordländer kam etwas Tränenartiges in die Augen."

Im Jahre 1785 besuchte Goethe zum ersten Male

Karlsbad, das in der Folge zu einer seiner liebsten Erholungs- und Kräftigungsstätten geworden ist. „Es sind sehr viele Menschen hier, auch einige Geschöpfe von Deinem Alter," schrieb er damals an Fritz von Stein. Mit mehreren dieser Geschöpfe hat er gleich Freundschaft geschlossen, so mit den beiden Kindern der Frau Friederike Brun, geb. Münter, der bekannten Dichterin und Freundin Matthisons. Diese erzählt in einem Briefe an Ch. H. Pfaff darüber: Die Kinder sind brav, Goethe war in beide vernarrt, zumal in Lotte, „die jungen Dinger sind gar liebe Narren," sagte er, und sie hingen an ihm wie Trauben. Lotte lehrte er richtig lesen — Karl unterrichtete er über Mineralogie.

Auch an dem dreizehnjährigen Sohn des Grafen Brühl gewann er damals Interesse. Der Knabe kam bald darauf durch seine Vermittelung nach Weimar und wurde hier in dem Pageninstitut erzogen. Goethe ließ ihn teilnehmen an den Aufführungen des fürstlichen Liebhabertheaters und freute sich über die Entwickelung seines Talents. So ist der spätere Berliner Hoftheaterintendant in seiner Jugend von dem Genius freundlich geführt worden.

Auf seinen Reisen in die böhmischen Bäder nahm Goethe in späteren Jahren wiederholt mehrtägigen Aufenthalt in Eger. Er beglückte hier die Familie des Magistrats- und Kriminalrats Grüner mit freundschaftlichem Verkehr, und dieser hat manche Einzelzüge über die Eigenart des von ihm hochverehrten Gastfreundes mitgeteilt.

Im Gymnasium zu Eger wohnte der Gefeierte einst der Prämienverteilung am Schlusse des Schuljahres bei. Der Vizedirektor stellte an ihn die Bitte, der Feier dadurch die rechte Weihe zu verleihen, daß er das erste Prämium dem hierfür bestimmten Schüler übergebe. „Goethe nahm das übertragene Amt mit Vergnügen an, sagte dem Schüler aufmunternde Worte, hieß ihn näher zu sich treten, ermahnte ihn zur Beharrlichkeit im Fleiße und in den guten Sitten, schrieb seinen Namen in das Prämienbuch ein, gab ihm zur Erinnerung ein Goldstück und entließ ihn mit den freundlichsten Worten, sagend, daß es ihm angenehm sein würde, wenn er ihm sonst in seiner Laufbahn förderlich werden könnte, und daß er sich später nur an ihn wenden möchte."

Am Abend desselben Tages erkundigte er sich nochmals teilnehmend über die Lage des Schülers; er war der Sohn eines armen Tagelöhners und fand seinen Lebensunterhalt durch Unterstützungen und Erteilung von Privatunterricht.

Auch die beiden Söhne Grüners hatten sich der liebevollen Teilnahme des Dichters zu erfreuen. „Er unterhielt sich mit ihnen auf eine äußerst liebreiche Art. Der älteste, Joseph, sowie der zweite, Ignaz, hatten ihre Schulprüfung mit Auszeichnung bestanden, und weil der erstere eine Rede im Prüfungssaale vorgetragen hatte, ließ er sie sich von ihm rezitieren. Er bezeigte seinen Beifall und beschenkte beide."

Eine besondere Vorliebe hatte er für Ignaz, weil, wie er sagte, der Knabe ihn mit seinen großen Augen so

freundlich anblicke, und weil er herzhaft auf alle Fragen Antwort gebe. Manchmal forderte Goethe ihn auf, etwas zu erzählen, z. B. sagte er einst: „Erzähle mir etwas von einer Katze." Der Knabe war nicht verlegen und fragte: „Von was für einer Katze, von einer weißen oder schwarzen?" „Erzähle mir von einer weißen." Der Knabe ließ nun die Katze durch einen Teich nach einer Insel schwimmen, dort Mäuse fangen und wieder zurückschwimmen, aber am Ufer von einem Jäger erschossen werden.

„Sehen Sie, Freund," sagt Goethe, „der hilft sich wie mancher, der seinen Gegenstand nicht mehr gehörig entwickeln kann, seinen Helden umkommen läßt."

Ich führe dies an, schreibt Grüner, um darzutun, daß Goethe mit Kindern kindlich sein konnte. Es war von dem mit dem Grafen Sternberg und Dr. Pohl eingenommenen Mittagsmahl eine Torte übrig geblieben, die schickte Goethe seinem Natzl (Abkürzung für Ignaz), wie er sich ausdrückte.

In kaum einem der Briefe an Grüner vergißt er, ein freundliches Wort über die Knaben einzufügen.

„Möge ich bei einem zu hoffenden glücklichen Wiedersehen Ihrer teuren Familie Sie alle recht wohl und die guten Knaben mit neuen Ehrenzeichen geschmückt finden."

„Sagen Sie mir ja, wie Sie sich und die lieben Ihrigen befinden, ob die Kleinen heranwachsen und im Studium gedeihen?"

„... Den Kindern die besten Fortschritte und ein

preiswürdiges Gedeihen fortgesetzter Studien wünschend ..."

Als Grüner im Jahre 1825 der wiederholten dringenden Einladung Goethes folgte und zum Regierungsjubiläum Karl Augusts nach Weimar reiste, nahm er den damals zwölfjährigen Joseph mit. Wie dem Vater, so hat Goethe damals auch dem Sohne in seinem Hause freundliche Tage bereitet. Nach dem Jubel der Festtage veranstaltet er für den Knaben ein Frühstück und bringt ihn in die Gesellschaft seiner beiden Enkel. Vor der Abreise schenkt er ihm zum Andenken sein in einen Hyazinth graviertes Bildnis, und beim Abschied legt er ihm die Hand auf das Haupt und entläßt ihn mit den Worten: „Fahre fort, Deinem Vater wie bisher Freude zu machen."

Der Schloßberg bei Teplitz ist der Schauplatz einer lieblichen Kinderszene, die uns Goethe selbst erzählt hat. Der Dichter ging einst bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Trotzdem der Himmel mit Regen drohte und ein Sturm ausbrach, trieb ihn etwas den Schloßberg hinan. Der verdrießliche Zustand, in dem er sich oben zwischen dem alten grauen Gemäuer befand, löste sich bald in willkommenster Weise. Er erblickte nämlich in einem der Gewölbe „mit Verwunderung den schönsten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes, hier gleichfalls Schutz gesucht ... Sie standen auf und erwarteten meinen Gruß. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, notdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; sie hofften, durch einen Besuch bei ent-

fernten Verwandten ihren Zustand zu verbessern und so zogen sie durchs Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe bei frischem und lebendigem Höhesinn den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu ersteigen, indes ich von der anderen Seite heran kam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopfe herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles, was ich bei mir fand."

In dem thüringischen Badeort Tennstädt, wo Goethe im Sommer 1816 Erholung suchte, war sein Begleiter auf Spaziergängen der junge Paul von Falkenstein, der hier die Schulferien bei einem Verwandten verlebte. Auch ein anderer Knabe, Joseph Hof, Sohn eines Mitgliedes der Badedirektion, trat Goethe näher. Er verwendete ihn öfters als Abschreiber, freute sich dabei über seine schöne Handschrift und streichelte ihm aus Wohlgefallen darüber die Backe.

In den Sommertagen von 1814 und 1815 finden wir Goethe in der Rheingegend. Er weilt zum Kurgebrauch in Wiesbaden und bereist von da aus das Rhein-, Main- und Neckartal.

In Wiesbaden hatte er mit großem Interesse die Elementarschule de l'Aspées, eines Schülers Pestalozzis, besucht. Eine Schülerin erzählt nun später folgende hübsche Episode: „Um den Namenstag unsers hochverehrten und innig geliebten Lehrers zu feiern, hatten wir einmal einige Zeilen aufgesetzt, in denen wir ihm

unsere Glückwünsche darzubringen gedachten. Da tauchte plötzlich in uns der Gedanke auf, daß Goethe sich vielleicht bewegen ließe, unsre Zeilen in Verse umzusetzen. Schüchtern naht sich die Kinderschar dem großen Manne und trägt ihm ihr Anliegen vor, indem sie ihm die niedergeschriebenen Sätze übergibt. Darauf erwiderte Goethe zuerst mit einem gelinden Verweis, daß wir ihm ein zu kleines Stückchen Papier gebracht hätten; man müsse, fügte er hinzu, stets auf einem großen Stück Papier beginnen, der kleine Raum beenge auch die Gedanken. Nachdem wir hierauf ein größeres Blatt herbeigebracht, schrieb Goethe, während wir ihm staunend zuschauten, in kurzer Zeit auf dasselbe einige Strophen, die den Inhalt unserer Worte genau wiedergaben. Noch heute sehe ich im Geiste den großen Mann, wie er erst einzelne Worte in angemessenen Zwischenräumen niederschrieb und dann, die Silben mit der Federspitze zählend, die Lücken allmählich ausfüllte. Zuletzt zeichnete er unter die Verse eine aufgehende Sonne und schrieb auf ihre Strahlen unsere Namen, die er sich von uns nennen ließ."

Nach beendeter Kur in Wiesbaden brachte Goethe die erste Septemberwoche auf dem Landgute der befreundeten Familie Brentano in Winkel zu. In dem Stammbuch, das Goethe damals mit sich führte, haben sich alle Mitglieder der Familie verewigt. Mit unausgeschriebener Kinderhand heißt es nach den Verehrungsbeteuerungen der Erwachsenen: „Auch die Kleinen ließen Sie zu sich kommen", und darunter stehen die Namen der Kinder

des Hauses: Georg, Maximilian, Josephine, Franziska und Karl Brentano. Auf der folgenden Seite finden sich die Worte: „Auch wir gehören zu den Kleinen" mit der Unterschrift der Frankfurter Vettern und Cousinen: Claudine, Sophie, Franz und Ludwig Brentano.

Der Berichterstatter über das Stammbuch bemerkt dazu, die Verehrung, die hier die kleinen Hände dem geschätzten Gaste bezeigt hätten, sei wohl nicht ganz aufrichtig gewesen, denn das wilde Völkchen habe sich durch die Rücksicht, die sich die Familie dem hohen Besuch gegenüber auferlegte, beeinträchtigt gefühlt. Der spätere Gemahl Josephinens schreibe darüber: „Die lieben Kleinen haben sich gar nicht gefreut, wenn der Gefeierte Winkel als Gast beehrte. Sie mußten dann sehr brav und still sein, durften nicht auf dem Speicher spielen usw. Dagegen hatten sie bei den Spaziergängen nebenher zu trippeln, um dem hohen Herrn die Steine, Muscheln usw. aufzulesen, die er mit seinem Stock bezeichnete und mit seinem Bergmannshämmerchen untersuchte."

Es ist indes stark zu bezweifeln, daß diese Schilderung wahrheitsgetreu ist. Goethe war gerade während seines Aufenthaltes am Rhein in freudig-gehobener Stimmung. Er befand sich ferner hier im Kreise intimer Freundschaft, deren Wurzeln bis in die Zeit seiner Jugend hinabreichten. Ein zugeknöpfter, unnahbar vornehmer Herr, der steif dahinschreitet, neben ihm Kinder mit gelangweilten und verlegenen Gesichtern, denen er mit dem Stocke Weisungen gibt: das ist nicht das Bild, das

wir uns von Goethe dem Kinderfreund, der er blieb, auch als er alterte, machen dürfen.

Wie ganz anders zeigt ihn uns die folgende Szene, die eigentlich nicht in diesen Zusammenhang gehört, die aber hier eingeflochten sein möge, weil sie aus demselben Jahre berichtet wird. Gustav Moltke, der Sohn des damaligen Kammersängers und gefeierten Tenoristen, erzählt:

Mitunter waren wir Schauspielerkinder von unsrer mütterlichen Freundin, Frau v. Goethe, recht zahlreich eingeladen; dann ging's natürlich nicht allzu ruhig her. So trat einstmals, als die prächtige Frau in ihrer großen Gutmütigkeit dem Kinderlärm nicht zu steuern vermochte, der empörte alte Diener zornfunkelnd herein und schrie: Der Geheimbderat könne den verfluchten Spektakel nicht länger ertragen. Kurze Zeit blieb's ruhig, sobald uns aber der Cerberus aus den Augen war, wurde lustig weiter spektakelt.

Plötzlich kam aber die allgefürchtete Exzellenz im langen Hausrock selber herein, in gemessenem Schritt, voll majestätischer Haltung, die Hände auf dem Rücken. Rasch flüchteten wir Kinder zu unsrer guten Fee, die mich kleinen Unband liebreich umschloß. Da aber der gefürchtete Herr beim Anblick dieser komischen Gruppe nur lächelnd mit dem Finger drohte und gar nicht schalt, fing ich mutwilliges Bürschchen an zu kichern. Der Gestrenge setzte sich und rief: „Kleiner Molke (das t in meinem Namen war ihm eine grausame Härte), komm einmal her zu mir." Etwas zaghaft ging ich zu ihm,

er aber nahm mich freundlich auf sein Knie und fragte: „Was habt Ihr kleinen Kobolde denn eigentlich getrieben? Weshalb der störende Lärm?“ Sogleich bekam ich wieder Kourage und sagte, wir hätten getanzt und gesungen, im Garten Haschemännchen gespielt, wären dabei lustig herumgesprungen, an der Laube emporgeklettert und hätten den Herlitzchenbaum geplündert. „Was! meine Herlitzchen, die ich selbst so gern esse, hast Du kleiner Schlingel mir stibitzt? J, das ist ja recht schön!“ — Mit einem wohlwollenden Backenstreich entließ mich der gestrenge Herr.

Nichts weniger als steif-zurückhaltende Vornehmheit ist auch in dem Verhalten gegen die beiden Kinder des Professors Paulus in Heidelberg zu erkennen, die Goethe bei seinem Aufenthalt daselbst im Oktober 1814 nähertraten. „Die Tochter ist ein gar hübsch Frauenzimmerchen geworden und scheint noch immer ihre Eigenheiten zu bewahren. Der Sohn, klein für sein Alter, ist ein gar munterer neckischer Junge“ so berichtet er Christianen. Und wie gern sich Goethe der Kinder erinnerte, beweist der Brief, den er einige Monate später an den Knaben richtet:

„Ich habe Dir, mein lieber kleiner Freund, vor einiger Zeit bemalte und bereimte Blätter geschickt, um Dir dadurch vorläufig anzudeuten, daß ich oft und gern Deiner gedenke. Mit dem Gegenwärtigen aber erhältst Du eine Sendung, welche Dir angenehmer und nützlicher sein soll. Da Du Neigung hast zu Mineralien, so wird es wohlgetan sein, wenn Du sie in einer ge-

wissen Folge und Ordnung kennen lernst. Wirst Du die in der gegenwärtigen Sammlung enthaltenen Stücke hübsch voneinander unterscheiden lernen und Dir nebst Ihrer Gestalt auch ihren Namen einprägen, so wirst Du schon einen guten Schritt getan haben und wirst Dich im Mineralreiche nicht ganz fremd finden. Ich wünsche nichts mehr, als daß ich diesen Sommer möge persönlich ein Zeuge Deiner Fortschritte sein. . . . Der Schwester, wenn sie recht schön spielt, applaudiere in meinem Namen und sorge dafür, daß mein Andenken immer recht lebendig bleibe."

Im folgenden Jahr fand Goethe in Wiesbaden allerdings Veranlassung, die Schale seines Zornes auszugießen, nicht aber über die Kinder, sondern über die Art, wie sie erzogen und unterrichtet wurden. Die Veranlassung war folgende: Die Tochter des Oberbergrats Cramer, ein einfaches, frisches Kind von dreizehn Jahren, hatte einen Schwager von Cramer zu Goethe gebracht. Boisserée erzählt nun: „Goethe neckte sie mit ihrer großen Pestalozzischen Rechenkunst, erzählte uns von der Schule hier und ließ dem Mädchen keine Ruhe, bis sie sich selbst eine algebraische Aufgabe, aber in Zahlen, gab und die Auflösung machte. Es war eine verwickelte Aufgabe, drei unbekannte Zahlen, von denen nur die Verhältnisse unter sich angegeben waren. Mir wurde ganz schwindlich bei der Auflösung; vorerst war es einem nicht möglich zu folgen; dann aber die Bestimmtheit, die Förmlichkeit, womit das Kind die trockenen Dinge aussprach, die

man sonst nur in den mathematischen Hörsälen zu hören kriegt, und wie sich dies arme Köpfchen was darauf zu gut tat, mit den hohen Zahlen und Verhältnissen herum zu wirtschaften; wie es gar selbst über diese Kunst sprach und vernünftelte, warum es Elementarunterricht genannt werde, da es doch, wie Goethe bemerkte, ganz darüber hinaus ginge, weil jeder alles selbst finde und erfinde, — endlich über Buchstaben-Rechnungen, Gleichungen usw. Das alles mit der festen, schulmeisterlichen Haltung, setzte mich wahrhaft in Schrecken."

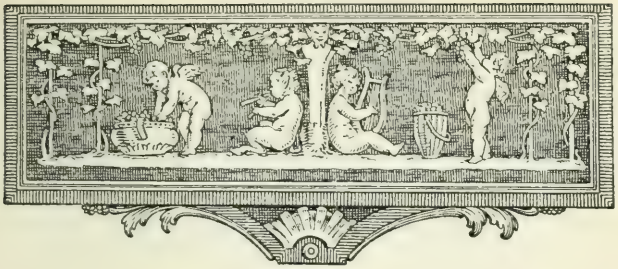
Auf dem Heimweg klagte nun Goethe Boisserée gegenüber seinen Jammer über dieses Wesen des Pestalozzischen Unterrichts: „Wie das ganz vortrefflich nach seinem ersten Zweck und Bestimmung gewesen, wo Pestalozzi nur die geringe Volksklasse im Sinne gehabt, die armen Menschen, die in einzelnen Hütten in der Schweiz wohnen und die Kinder nicht in Schulen schicken können. Aber wie es das verderblichste von der Welt werde, sobald es aus den ersten Elementen hinaus gehe, auf Sprache, Kunst und alles Wissen und Können angewandt werde, welches notwendig ein Überliefertes voraussetze, und wo man nicht mit unbekannten Größen, leeren Zahlen und Formen zu Werke gehen könne. Und nun gar dazu der Dünkel, den dieses verfluchte Erziehungswesen errege, da sollte ich nur einmal die Dreistigkeit der Herren Buben hier in der Schule sehen, die vor keinem Fremden erschrecken, sondern ihn in Schrecken setzen! Da falle aller

Respekt, alles weg, was die Menschen untereinander zu Menschen macht. ‚Was wäre denn aus mir geworden,‘ sagte er, ‚wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben. Und diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wut, alles auf das einzelne Individuum zu reduzieren und lauter Götter der Selbständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Scharen widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten?‘ Er fühlte recht eigentlich einen Drang, mir über alles dieses sein Herz auszuschütten.“

Wie bezeichnend für Goethes gesunden pädagogischen Sinn! Widerwärtig war ihm alles, was die Erziehung zur Ehrfurcht gefährdete, und unleidlich jeder Abweg von dem kindlich-naiven Sinn, von der am Sinnlichen haftenden Auffassungsweise der Kinder! Er, der selbst sich der Mutter Natur so ganz hingab und im Umgang mit ihr gerade deshalb den höchsten Genuß und das größte Glück empfand, weil er ihr, wie er einmal an Frau von Stein schreibt, nicht mit einem vorgefaßten System gegenübertrat, mußte es als eine Verstiegenheit schlimmster Art empfinden, wenn man die Kinder auf die dürre Heide blutleerer Abstraktionen führen sollte.

„Allgemeine Gedanken und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unglück anzurichten,“ sagt er in diesem Sinne treffend in den Sprüchen in Prosa.

Wie fein beobachtet ist es, was er schon in früheren Jahren einmal Dietmar, einem Lehrer der Schnepfentaler Erziehungsanstalt, gegenüber äußerte: „So wahr und gut es wäre, den Kindern frühzeitig Geographie zu lehren, so bin ich doch der Meinung, daß man mit den nächsten Umgebungen der bildenden Natur zuerst anfangen müßte. Alles, was auf ihre Augen und Ohren Eindruck macht, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sonne, Mond und Sterne, Feuer, Wasser, Schnee, Eis, Wolken, Gewitter, Tiere, Pflanzen und Steine sind die besonders wirksamsten Eindrücke auf das kindliche Gemüt. Kinder haben Mühe, die von Menschen gebildeten Formen von den natürlichen Gestalten zu unterscheiden, und es wäre nicht zu verwundern, wenn sie den Vater fragten: Wie machst Du die Bäume?“



4. Künſtlerkinder.

„Zu kräftiger Förderung lebensfriſcher Tätigkeit mit Vorliebe geneigt, konnte er in ſeiner Nähe kein Talent, keine nützliche Fertigkeit gewahren, die er nicht ermuntert, angeregt, durch Rat und Tat unterſtützt hätte.“ So urteilt der Kanzler v. Müller in ſeiner in der Loge Amalia zu Weimar gehaltenen Gedächtnisrede über Goethe.

Es iſt hier nicht der Ort, den Beweis der Wahrheit für dieſe Charakteriſtik in vollem Umfang zu führen. Uns intereſſieren jetzt nur die Kindergeſtalten, die auf ihrer beginnenden Künſtlerlaufbahn den fördernden Einfluß des großen Mannes genoſſen und als unvergängliches Erbteil der Jugend mit ins Leben hinübergenommen haben.

Die Reihe möge eröffnet werden mit jener lieblichen Geſtalt, der Goethe ſpäter in der Elegie „Euphroſyne“ ein bleibendes Denkmal geſetzt hat.

Der Schauspieler Neumann hinterließ, als er im besten Mannesalter 1791 starb, eine Tochter von dreizehn Jahren, Christiane, „das liebenswürdigste, natürlichste Talent, das mich um Ausbildung anflehte", sagt Goethe selbst in den Tag- und Jahresheften. Riemer berichtet, daß der Dichter Christiane von ihrer Kindheit an wie ein Vater geliebt habe. Schon die Neunjährige hatte zur Eröffnung der Winterspielzeit 1787 einen von Schiller für sie gedichteten Prolog gesprochen, an der Jahreswende 1791/92 ließ Goethe sie „in der Mitte von vielen Kindern" die Theaterfreunde in einem von ihm gedichteten Epilog begrüßen.

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An Euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer, geht,
Gefallt und rührt!

Bald danach übte Goethe mit ihr die Rolle des Knaben Arthur in Shakespeares König Johann ein, worin sie „wundervolle Wirkung tat".

Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde bei jeglichem Schritt steigenden Lebens die Kunst.
Sei mir lange zur Lust, und ehe mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn.

Rasch entwickelte sich das holde Geschöpf unter Goethes Leitung zur geschätztesten und gefeiertsten Künstlerin. In der Ehe mit dem Hofschauspieler Becker fand

sie zugleich das höchste irdische Glück. Aber nicht lange war sie dem väterlichen Lehrer, nicht lange dem Gatten zur Lust. Als Goethe im Herbst 1797 in der Schweiz weilte, traf ihn „mitten in den Gebirgen die traurigste Nachricht“ von ihrem frühen Tode. Ihr Geist umschwebte ihn in der Wildnis der Alpenwelt.

Schon auf der Reise faßte er den Plan, das Andenken der so früh Geschiedenen in einem Gedicht zu feiern. Ihre letzte Künstlergabe war die Rolle der Euphrosyne in der Zauberoper „Das Petermännchen“ gewesen, und „Euphrosyne“ nannte darum der Dichter die innige Elegie, in der nun die Künstlerin für die Nachwelt weiterlebt.

In herrlichen Versen läßt er sie selbst die Erinnerung an die Kindheit wachrufen:

Laß' mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
— — — — — — — — — — — — — —
Denkst du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild.

Einige Jahre später versammelte sich ein ganzer Kreis junger dramatischer Talente um den Gefeierten. Der erste war Karl Unzelmann, der Sohn der Berliner Schauspielerin Friederike Unzelmann. Goethe nahm den zwölfjährigen Knaben „aus Achtung vor dessen Mutter, aus Neigung zu derselben als einer allerliebsten Künstlerin“ im Herbst 1802 auf gut Glück nach Weimar.

Zufällig prüfte er ihn, wie er selbst erzählt, auf eine ganz eigne Weise.

„Er mochte sich eingerichtet haben, mir mancherlei vorzutragen; allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes orientalisches Märchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geschichtchen las, mit so viel natürlichem Humor, Charakteristik im Ausdruck beim Personen- und Situationswechsel, daß ich nun keinen Zweifel weiter an ihm hegte."

Der Mutter des Knaben meldet Goethe alsbald dessen Ankunft und den Ausfall der Prüfung.

„Ihr Sohn, liebe kleine Freundin, ist glücklich angekommen, seine Person sowie sein Betragen sind gefällig; auch habe ich ihn schon einiges lesen lassen, und er hat sich aus den verschiedenen Aufgaben recht gut herausgezogen. Auf dem Theater, hoffe ich, soll er bald so zu Hause sein und unser Wunsch in Erfüllung gehen, wenn er sich nur gehörig appliziert."

Auch um die sonstige Erziehung des Knaben und die damit verbundenen wirtschaftlichen Angelegenheiten bekümmerte er sich mit Sorgfalt. Er hatte ihn bei dem Professor Kästner, früherem Hauslehrer der Steinschen Kinder und nun Lehrer am Gymnasium, untergebracht.

„An den Professor Kästner," fährt er in dem Briefe fort, „der Ihnen selbst schreiben wird, lasse ich monatlich 24 Taler auszahlen; davon gehen ab 19 Taler 8 Groschen für Kost, Logis usw., und die über bleibenden 4 Taler 16 Groschen sind zu Musik- und anderen Stun-

den bestimmt. Sie geben, wie ich höre, dem Knaben noch ein ansehnliches Taschengeld, wovon er, wenn er wirtschaften lernt, manches bestreiten kann; auch sorgen Sie für Kleidung usw. Möge er Ihnen das alles durch Fortschritte belohnen!"

„Wegen der vierteljährlichen 50 Taler schicke ich gelegentlich eine Anweisung. Gegen Weihnachten hören Sie mehr von mir. Wie sehr werde ich mich freuen, wenn der Knabe sich dergestalt ausbildet, um einigermaßen neben seiner Mutter erscheinen zu können."

Schon lange vor Weihnachten folgt ein zweiter Brief. Karl war alsbald auf den Brettern verwendet worden, er hatte die Rolle des Görge in den „beiden Billetts" mit Beifall gespielt.

„Ihr Söhnlein, meine liebe kleine Freundin, ist, wie Sie aus beiliegendem Zettel sehen werden, nunmehr aufgetreten und hat sich dabei als einen wackeren Sohn gezeigt. Er besitzt von Natur gar manches, was durch keine Mühe erworben wird, bildet er das aus, und sucht er zu überwinden, was ihm etwa entgegensteht, so können Sie Freude an ihm erleben. Das erstemal übereilte er die Rolle zu sehr; weil aber jedermann das Stück gleichsam auswendig weiß und er sich sehr dreist, gewandt und artig benahm, auch einige naive Hauptstellen glücklich heraushob, so gewann er sich Gunst und Beifall, die sich, hoffe ich, nicht vermindern sollen .... Ich werde, ehe er auftritt, jedesmal seine Rolle, es sei auf dem Theater oder im Zimmer, hören, um zu sehen, wo es hinausgeht. An fortdauernden

Erinnerungen, besonders anfangs wegen des Technischen, soll es nicht fehlen.... Gegen Weihnachten will ich mit seinem Hausvater, dem Professor Kästner ein ausführliches Gespräch halten, der bis dahin schon mehr Gelegenheit hat, ihn kennen zu lernen."

Wie sich in Goethes Bemühungen um den Knaben Erzieherernst und Milde paarten, spricht überzeugend ein anderer Brief an Karls Mutter vom 14. März des nächsten Jahres aus:

„Mit Ihrem Söhnlein werden Sie Geduld haben, wenn manchmal die Nachricht einer kleinen Unvorsichtigkeit zu Ihnen gelangt. Solche Kinder, in fremde Verhältnisse versetzt, kommen mir vor wie Vögel, die man im Zimmer fliegen läßt, sie fahren gegen alle Scheiben, und es ist schon Glück genug, wenn sie sich nicht die Köpfe einstoßen, ehe sie begreifen lernen, daß nicht alles Durchsichtige durchdringlich ist.

Ich kenne das Pädagogische überhaupt und besonders die Theaterpädagogik gut genug, um zu wissen, daß eigentlich alles darauf ankommt, daß der Mensch einsehen lerne, was ihm fehlt, wodurch er es alsdann gewissermaßen schon erlangt, weil zu der Einsicht des Rechten und Nützlichen sich das Wollen sehr geschwind gesellt. — Wir haben in diesem Augenblicke bei unserem Theater ein halb Dutzend Individuen, die alle etwas zu werden versprechen. Stände ich in einem größeren Verhältnis, so müßte ich ihrer fünfzig haben. Denn was an einem geschieht, es sei wenig oder viel, geschieht am andern, und eigentlich ist, wie oben gesagt, die Haupt-

sache, daß nach und nach die Aufmerksamkeit eines jeden auf sich selbst erregt werde, eine Operation, die in der Masse viel leichter ist als im einzelnen. — —

Solche Reflexionen, die, wie ich merke, beinahe ein pedantisch-rodomontisches Ansehen gewinnen wollen, verzeihen Sie mir gewiß, wenn Sie bedenken, daß ich dadurch nur der Mutter Geduld und Nachsicht empfehlen will, die ich selbst gern im hohen Grade ausüben mag. Wenn Ihr Karl erst einmal unsern ganzen Theaterkurs durchlaufen hat, mit in Lauchstädt und Rudolstadt gewesen ist, einsehen lernt, daß man, um dauernden Beifall zu gewinnen, etwas über sich selbst vermögen muß, so wird vielleicht geschwind entstehen, was wir wünschen. Bis jetzt habe ich recht gute Hoffnung und sehe wie billig über alles weg, was auf die Mittelzeiten der Bildung hindeutet. Die Hauptfrage ist, ob wir zu den Epochen unsrer Zwecke gelangen können. Sie sollen darüber zur rechten Zeit meine aufrichtigen Gesinnungen vernehmen."

Am dramaturgischen Unterricht fand Goethe selbst viel Interesse. So schreibt er in dieser Zeit an Schlegel: „Ich habe didaskalische Stunden eingerichtet, die mir viel Vergnügen gewähren und wodurch die öffentlichen Vorstellungen sehr gewinnen. So habe ich seit acht Wochen drei junge Leute, die noch nie oder kaum auf dem Theater gewesen, dergestalt zugerichtet, daß sie im Cäsar einklingend auftreten konnten."

Mit Vorliebe verwandte Goethe in den zahlreichen Maskenzügen, zu denen er den Text schrieb, Kinder, er

verfaßte auch die (leider verloren gegangenen) Texte zu mehreren Kinderballetts, z. B. zu den Weibern von Weinsberg und dem Rattenfänger von Hameln. Den Kinderszenen in Schauspielen wie in Opern widmete er stets bei der Einstudierung besondere Sorgfalt, und es mag die wehmütige Erinnerung an Christiane Becker gewesen sein, die ihn 1805 veranlaßte, die Schlegelsche Übersetzung von Shakespeares König Johann durch den jungen Voß für die weimarische Bühne neu einrichten zu lassen, damit Corona Becker, Euphrosynens Tochter, den Knaben Arthur spielen könne.

Der erste der Theaterschüler, Karl Unzelmann, war auch in Goethes Haus ein gern gesehener Gast, wo sich namentlich Christiane Vulpius gern seiner annahm. Launig schrieb Goethe an diese, als sie sich im Sommer 1803 in Jena aufhielt: „so vermelde ich Dir, daß gestern das Schwarzköpfchen hier gewesen ist und sich eine ganze Hand voll Haare ausgerissen hat, als er Dich nicht fand."

Neben seinen zahlreichen Theaterschülern hatte Goethe damals auch einen kleinen Theaterfreund. Er ist zwar selbst kein Künstler geworden, aber seine Erlebnisse mit Goethe mag er gleich hier erzählen.

Frau Gotthardi hatte ihren Platz im Theater auf der letzten Parterrebank. Sie nahm oft ihr siebenjähriges Söhnchen mit in die Vorstellung und hatte es einst, damit es besser sehen könne, auf die Brüstung einer hinter ihrem Platz befindlichen Loge gehoben. Dort saß der Knabe und ergötzte sich an den Vorgängen auf der

Bühne. „Da plötzlich", erzählt W. G. Gotthardi in seinen Theaterbildern aus Goethes Zeit, „knarrte die Logentür in den Angeln und öffnete sich — Goethe trat in die Loge. In so nahen Gesichtskreis war der Geheimerat mir noch nie gekommen. Goethe erblicken und zitternd zum Sprung herunter mich anschicken, war eins. Da erfaßte meinen Arm eine starke Hand — die seine. Entsetzen erfaßt mich. ‚Bleib getrost, mein Sohn! Wir beide haben Raum genug. Wer wird den andern ohne Not verdrängen!' tönt — noch heute hör' ich sie — alsbald eine volle, ruhige Stimme mir ins Ohr — die seine. Und als ich mich jäh umwandte, ruhte sein großes, dunkles, wundervolles Auge liebreich und warm auf dem bepurpurten Antlitz des bewegten Knaben. Den Blick werde ich nie vergessen, nie jene Worte; keine habe ich fester gehalten wie sie. Er reichte mir sein Textbuch zum Mitnachlesen und bald entspann sich eine Unterhaltung, in deren Verlauf der große Mensch dem kleinen seine einzig kleinen Lebensanschauungen anteilvoll entlockte. Wer war glücklicher als der Knabe! Und noch oft nahm er den Platz ein, noch oft in unmittelbarer Nähe des Eigners, der ihn, neben steter freundlicher Ansprache mit Erkundigungen nach den Fortschritten der Schulwissenschaften, auch mit manch Stücklein Kuchen, hin und wieder auch einem Glas Wein aus seinem Flaschenkorb erquickte. Denn Goethe liebte es, zuweilen einen Vorrat kalter Speisen und Weins in seiner Loge bereit zu halten, mehr für andere, deren — Einheimische und Fremde von Bedeutung — er nicht selten dort empfing."

Der bedeutendste Künstler, in dessen Jugendleben die Sonne Goethes schien, war Felix Mendelssohn-Bartholdy. Als zwölfjähriger Knabe ist er mehrere Wochen im Hause Goethes gewesen, und der Künstlersegen, den der Dichtergenius ihm erteilte, ist ihm zur Weihe des Lebens geworden.[1])

Felix war Schüler Zelters in Berlin, des vertrauten Freundes Goethes. Er hatte schon damals eine unglaubliche Fertigkeit im Klavierspiel erreicht und eine für dieses Alter unerhörte schöpferische Kraft im Komponieren entfaltet. Es ist leicht verständlich, daß Zelter den wunderbar begabten Knaben dem Freunde vorführen wollte. „Meinem besten Schüler will ich gern Dein Antlitz zeigen, ehe ich von der Welt gehe. Es ist ein guter, hübscher Knabe, munter und gelehrsam," mit diesen Worten kündigte er Ende Oktober 1821 den Besuch an.

Die Eltern des glücklichen Kindes betrachteten die Reise zu dem Gefeierten als das größte Ereignis in seinem Knabenleben. „Schnappe nur jedes Wort von Goethe auf, alles will ich von ihm wissen," schrieb die Mutter. Und die ältere Schwester Fanny ermahnte ihn: „Wenn Du zu Goethe kommst, sperre Augen und Ohren auf, ich rate es Dir; und kannst Du bei Deiner Rückkehr nicht jedes Wort aus seinem Munde erzählen, so sind wir Freunde gewesen."

Getreulich und fleißig hat der jugendliche Reisende an die gespannt Wartenden berichtet. Die Briefe ver-

[1]) Das folgende meist wörtlich nach Mendelssohn-Bartholdy, Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy.

raten einen gereiften Sinn in erfreulicher Mischung von kindlicher, oft erheiternder Unbefangenheit. „Jetzt," schreibt er am 6. November, „hört alle auf. Heute ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar: Goethe, an. Am Morgen gingen wir in die Kirche, wo der 100. Psalmen von Händel halb gegeben wurde. Nachher ging ich nach dem ‚Elefanten', wo ich Lukas Cranachs Haus zeichnete. Nach zwei Stunden kam Professor Zelter: ‚Goethe ist da, der alte Herr ist da!' Gleich waren wir die Treppe hinunter in Goethes Haus. Er war im Garten und er kam eben um eine Ecke herum. Er ist sehr freundlich, doch alle Bildnisse von ihm finde ich nicht ähnlich.

Er sah sich seine Sammlung von Versteinerungen an, welche der Sohn geordnet, und sagte immer: ‚Hm! hm! ich bin recht zufrieden.' Nachher ging ich noch eine halbe Stunde im Garten mit ihm und Professor Zelter. Dann zu Tisch. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Funfziger. Nach Tisch bat sich Fräulein Ulrike, die Schwester der Frau v. Goethe, einen Kuß aus, und ich machte es ebenso. Jeden Morgen erhalte ich vom Autor des Faust und des Werthers einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt! Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, teils Fugen von Bach, teils phantasierte ich. Den Abend spielte man Whist, und Professor Zelter, der zuerst mitspielte, sagte: ‚Whist heißt, du sollst das Maul halten.' Ein Kraftausdruck! Den Abend aßen wir alle zusammen, auch sogar Goethe,

der sonst nie zu Abend ißt. Nun, meine liebe hustende Fanny? Gestern früh brachte ich Deine Lieder der Frau von Goethe, die eine hübsche Stimme hat. Sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. Ich sagte es ihm auch schon, daß Du sie gemacht hättest und fragte, ob er sie wohl hören wollte? Er sagte: ‚Ja, ja, sehr gerne.' Der Frau von Goethe gefallen sie besonders. Ein gutes Omen! Heute oder morgen soll er sie hören."

Felix hatte rasch die Befangenheit der ersten Bekanntschaft überwunden und sich im Hause des Mannes heimisch gemacht, dem alle nur mit der höchsten Ehrfurcht nahten. Dem „kleinen Berliner" zeigte dieser freilich auch wenig von seiner ministeriellen Würde, er nahm ihn vielmehr mit so väterlicher Freundlichkeit beim Kopf und herzte ihn, daß der Knabe bald jede Schüchternheit ablegte und daß sein überaus lebhaftes Temperament sich in jugendlicher Frische kund gab.

In der ersten Gesellschaft, die Goethe für die Berliner geladen hatte, machte er sich ein Vergnügen daraus, Felix' Talent vor den Gästen auf die Probe zu stellen. „Mein Freund Zelter," sagte er zu Rellstab, „hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht. Von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben.

Aber auch nach jeder andern Seite ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten; jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend möglichste Minimum, von dem Gegensatz das Maximum besitzt."

Die erste Probe, die Goethe dem jungen Künstler auferlegte, bestand darin, daß er ihn auf ein von Zelter gegebenes Thema frei phantasieren ließ. Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen, gelähmten Fingern ein sehr einfaches Lied in Triolenbewegung: „Ich träumte einst von Hannchen," dessen Melodie so zahm und trivial als möglich lautete. Felix spielte es nach, ging aber sofort in das wildeste Allegro über und verwandelte die sanfte Melodie in eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm und mit neuen, reichen Gedanken auf das Kühnste durchflocht. Alles geriet in Staunen, da die kleine Knabenhand in den Tonmassen arbeitete, die schwierigsten Kombinationen beherrschte und überraschende kontrapunktische Sätze zwischen einem Strom von Harmonien entwickelte, ohne daß freilich die Melodie dabei sonderlich berücksichtigt ward.

Zelter hatte den Grundsatz, mit dem Lob zu kargen, er wollte seinen Schüler vor Eitelkeit und Selbstüberschätzung, den „vermaledeiten Feinden alles künstlerischen Fortschreitens" bewahren. Kaum hatte deshalb der Knabe geendigt, so rief er: „Na, du hast wohl vom Kobold oder Drachen geträumt! Das ging ja über Stock und Block!" In seinem Ton lag die völligste Gleichgültigkeit gegen die Sache; er hegte die pädagogische Absicht, einem glänzenden Triumph des Knaben vorzubeugen.

Goethe erkannte das wohl; er nahm den Kopf des kleinen Künstlers zwischen die Hände, streichelte ihn und

sprach scherzend: „Aber damit kommst du nicht durch, du mußt noch mehr spielen, bevor wir dich ganz anerkennen.“ So mußte Felix Bachsche Fugen spielen, die Goethe besonders gern hörte; dann verlangte dieser eine Menuett, und der Knabe rief mit leuchtenden Augen: „Soll ich Ihnen die schönste, die es in der ganzen Welt gibt, spielen?“ und spielte die Menuett aus Don Juan.

Goethe stand lauschend am Instrument, die Freude glänzte in seinen Augen. Er wünschte nach der Menuett auch die Ouvertüre der Oper, doch — der kleine Spieler schlug das rund ab und behauptete: „Die läßt sich nicht spielen wie sie geschrieben steht, und abändern darf man nichts daran.“ Dagegen erbot er sich, die Ouvertüre zum Figaro zu spielen und löste die Aufgabe mit einer Sicherheit und Leichtigkeit, er gab die Orchestereffekte so vortrefflich, machte durch mitgespielte oder deutlich hervorgehobene Stimmen so viel feine Züge in der Instrumentation bemerkbar, daß die Wirkung eine hinreißende war. Goethe wurde immer heiterer und freundlicher, er trieb Scherz und Neckerei mit seinem kleinen Gast.

„Bis jetzt,“ sagte er, „hast du mir nur Stücke gespielt, die du kanntest, jetzt wollen wir einmal sehen, ob du auch etwas spielen kannst, was du noch nicht kennst.“ Er ging und holte mehrere Blätter geschriebener Noten: „Da habe ich einiges aus meiner Manuskripten-Sammlung geholt. Nun wollen wir dich prüfen. Wirst du das hier spielen können?“ Er legte ein Blatt mit klar, aber klein geschriebenen Noten auf das Pult. Es war Mozarts

Handschrift. Der Knabe löste seine Aufgabe mit einer Sicherheit, daß es klang, als wisse er das Stück seit Jahr und Tag auswendig. „Das ist noch nichts," rief Goethe, als alles Beifall spendete, „das können auch andere lesen. Jetzt will ich dir etwas geben, dabei wirst du stecken bleiben. Nun nimm dich in Acht!" Mit diesem scherzenden Ton holte er ein anderes Manuskript hervor und legte es auf das Pult; das sah allerdings sehr seltsam aus. Man wußte kaum, ob es Noten waren oder nur ein liniiertes, mit Tinte bespritztes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt.

Felix lachte laut auf, „wie ist das geschrieben! wie soll man das lesen?" rief er aus. Urplötzlich aber wurde er ernsthaft; denn da Goethe ihn fragte: „Nun rate einmal, wer das geschrieben!" rief Zelter schon, indem er dem am Flügel sitzenden Knaben über die Achsel blickte: „Das hat ja Beethoven geschrieben, das kann man auf eine Meile sehen. Der schreibt immer wie mit einem Besenstiel und mit dem Ärmel über die frischen Noten gewischt. Ich habe viel Manuskripte von ihm! Die sind leicht zu erkennen."

Felix hielt das Auge voll Ehrfurcht unverwandt auf das Manuskript geheftet; leuchtende Überraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgestrichener, frisch verwischter, über- und zwischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen, edeln Empfindung hervorrang. Aber Goethe wollte die Prüfung scharf stellen und ihm keine Zeit zur Vorbereitung lassen. Er drängte: „Siehst du, sagt' ich's

nicht, du würdest stecken bleiben! Jetzt versuche, zeige, was du kannst." Felix begann sofort zu spielen. Es war ein einfaches Lied, aber um aus ausgestrichenen, halbverwischten Noten die gültigen herauszufinden, bedurfte es einer seltenen Schnelligkeit und Sicherheit des Überblicks. Beim ersten Durchspielen hatte denn auch Felix oft lachend mit dem Finger die richtige Note zu zeigen, die an ganz anderer Stelle gesucht werden mußte, und mancher Fehlgriff ward mit einem raschen „Nein, so" verbessert. Dann rief er: „Jetzt will ich es Ihnen vorspielen," und das zweitemal fehlte auch nicht eine Note. Mit diesem Probestück ließ Goethe es genug sein. Er versteckte sein Lob hinter neckendem Scherz: „Hier hast du doch gestockt, hier bist du nicht sicher gewesen;" aber man merkte ihm an, welche warme künstlerische Freude er über den Triumph des Knaben empfand.

Am folgenden Tag ließ Goethe einige Musiker der Hofkapelle in sein Haus bitten; es sollte das erste Quartett des jungen Komponisten für Klavier und Streichinstrumente aufgeführt werden. Nach der Aufführung sprang Felix, der die Klavierpartie selbst gespielt hatte, in den Garten, Goethe aber äußerte zu den Musikern und Zelter: „Die musikalischen Wunderkinder sind zwar hinsichtlich der technischen Fertigkeit heutzutage keine so große Seltenheit mehr; was aber dieser kleine Mann im Phantasieren und Primavistaspielen vermag, das grenzt ans Wunderbare, und ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten."

Da die Musiker die Hoffnung aussprachen, daß Felix

sich in derselben glanzvollen Weise entwickeln werde wie Mozart, sagte Goethe: „Möchte es so sein, wer aber kann sagen, wie ein Geist sich in der Folge entwickeln mag? Wir haben schon so manches vielversprechende Talent falsche Wege einschlagen und unsre große Erwartung täuschen sehen. Indes, davor wird diesen jungen Geist der Lehrer bewahren, den ihm das gute Glück in Zelter zugeführt hat."

Zelter wollte das anerkennende Wort nicht recht gelten lassen und meinte, er könne den Jungen eigentlich jetzt schon nichts Wesentliches mehr lehren. „Ja, und überhaupt," bemerkte Goethe, „ist es mit dem Einfluß des Lehrers eine problematische Sache. Das, was den Künstler groß und eigentümlich macht, kann er nur aus sich selbst schaffen. Welchen Lehrern danken denn Raphael, Michel Angelo, Haydn, Mozart und alle ausgezeichneten Meister ihre unsterblichen Schöpfungen?"

Auf alle Fälle aber war Goethe bemüht, derartige Gespräche und Urteile nicht in Gegenwart des Knaben selbst laut werden zu lassen, diesem vielmehr in jeder Weise die kindliche Unbefangenheit zu erhalten. Er erkundigte sich angelegentlich bei Zelter, wie Felix in Berlin erzogen, und ob er nicht allzusehr „verzärtelt" werde. Es war ihm durchaus nicht angenehm, wenn der Knabe von der Gesellschaft auf den Händen getragen wurde, er litt es aus dem gleichen Grunde nicht, daß dieser zu einem Konzert nach Jena, das die Studenten veranstaltet hatten, hinüberfuhr.

Daß alle Mitglieder des Hofes an dem Wunder-

knaben lebhaftes Interesse nahmen, ist leicht erklärlich. Er spielte vor dem Erbgroßherzog und seiner Familie, der Großfürstin Maria Paulowna und den beiden Prinzessinnen, ein andermal vor dem versammelten Hof. Aber auch da war Goethe der Abwehrende. Als die Oberhofmeisterin der Erbgroßherzogin Felix zu zeichnen begann und auch die übrigen Damen der Hofgesellschaft mit ihren Gunstbezeigungen allzu stürmisch wurden, sagte er unmutig zu Zelter: „Die Weiber hier verderben nur noch den Jungen."

In Goethes Hause war der kleine Berliner binnen kurzem der erklärte Liebling aller geworden, die hier verkehrten. Da man sich dem poetischen Lufthauch in Weimar nun einmal nicht entziehen konnte, so waren Gesellschaftsspiele mit Versen an der Tagesordnung; der Knabe dichtete mit den Damen um die Wette sogenannte bouts-rimés, und in jugendlicher Keckheit rief man Goethe, den Meister, selbst zum Schiedsrichter über den Wert dieser Knittelverse an.

Goethe aber hatte seine Freude an dem übermütigen Treiben der Jugend; er wollte den Berliner Besuch so bald nicht ziehen lassen und verwies es dem Freunde Zelter ernstlich, als er nach vierzehn Tagen zur Heimkehr mahnte.

„Alle Nachmittage," berichtet Felix, „macht Goethe das Streichersche Instrument mit den Worten auf: ‚Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mach mir ein wenig Lärm vor,' und dann pflegt er sich neben mich zu setzen, und wenn ich fertig bin (ich phantasiere ge-

wöhnlich), ſo bitte ich mir einen Kuß aus, oder nehme mir einen. Von ſeiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenſo von dem Reichtum, den der Polarſtern der Poeten an Mineralien, Büſten, Kupferſtichen, kleinen Statuen, großen Handzeichnungen hat. Daß ſeine Figur impoſant iſt, kann ich nicht ſagen; er iſt eben nicht viel größer als der Vater, doch ſeine Haltung, ſeine Sprache, ſein Name, die ſind impoſant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er, und ſchreien kann er wie 10000 Streiter. Sein Haar iſt noch nicht weiß, ſein Gang iſt feſt, ſeine Rede ſanft. Dienstag wollte Zelter nach Jena und von da nach Leipzig abreiſen. Sonnabend war Adele Schopenhauer, die Tochter, bei uns, und wider Gewohnheit blieb Goethe den ganzen Abend; die Rede kam auf unſre Abreiſe, und Adele beſchloß, daß wir alle hingehn und uns Profeſſor Zelter zu Füßen werfen ſollten und um ein paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geſchleppt, und nun brach Goethe mit ſeiner Donnerſtimme los, ſchalt Profeſſor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Neſte nehmen wollte, befahl ihm, ſtill zu ſchweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu laſſen, allein nach Jena zu gehn und wieder zu kommen und ſchloß ihn ſo von allen Seiten ein, daß er alles nach Goethes Willen tun wird. Nun wurde Goethe von allen beſtürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der ſtreichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hauſe geweſen, ich glaube, wir hätten

ihn zu Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten katilinarischen Rede."

So wurde denn der Aufenthalt noch verlängert, man fuhr fort zu musizieren, zu dichten und heitere Tage zu genießen. „Nicht wahr," schreibt Felix treuherzig den Eltern, „wenn Goethe mir sagt: ‚Mein Kleiner, morgen ist Gesellschaft, da mußt du uns vorspielen,' da kann ich nicht sagen Nein?"

Als aber nach weiteren glücklichen Tagen doch die Abschiedsstunde schlug, gab Goethe beim Dessert dem kleinen Freund ein rotes Kästchen, worin Felix zu seiner freudigen Überraschung ein Silbermedaillon mit dem Bilde des Dichters von Antonie Bovi vorfand.

Natürlich war die so innig geschlossene Freundschaft nicht mit der Abreise des kleinen Künstlers zu Ende. Auf heitere Weise brachte sich Felix beim Herannahen des Weihnachtsfestes in Weimar in Erinnerung. Er sandte seinen Spielkameraden Wolfgang und Walter, den Enkeln Goethes, einen Waldteufel, ein knarrendes Spielzeug, mit dem sich in Berlin die Straßenjugend ergötzte, begleitete die Sendung mit einem kindlich fröhlichen Brief an Ottilien, Goethes Schwiegertochter, und bat darin schließlich, den Herrn Geheimerat an das versprochene Blättchen für sein Stammbuch zu erinnern.

In zahlreichen Briefen an diesen selbst hat er seine dankbare Liebe zum Ausdruck gebracht und dem Hochverehrten alle Ereignisse seines Knabenlebens mitgeteilt.

Bald wurde die Bitte des kleinen Freundes erfüllt,

nicht nur ein anmutiger Vers von dem Dichterfürsten, sondern auch eine zierliche Augenweide traf in Berlin ein. Letztere hatte Adele Schopenhauer gestiftet.

Sie besaß in hohem Grade die Kunst, aus Papier auszuschneiden. Für Felix hatte sie schon bei dessen Anwesenheit in Weimar „Jakobs Himmelsleiter" angefertigt, d. h. auf Rosapapier zwei Reihen Notenlinien und über diesen auf- und niederschwebende Engel ausgeschnitten. Unter der Leiter waren Wolken und noch tiefer eine schlafende Figur angebracht, die das Gesicht der Leiter zuwandte.

Jetzt nahm Goethe ihre Kunstfertigkeit mit in Anspruch, um Felix eine heitere Überraschung zu bereiten. Adele schnitt in ihrer zierlichen Weise auf Rosapapier ein geflügeltes Steckenpferd aus, welches von einem bekränzten und geflügelten kleinen Genius geritten wird. Darunter hatte Goethe mit peinlich kalligraphischen Zügen die Verse geschrieben:

Wenn über die ernste Partitur
Quer Steckenpferdchen reiten,
Nur zu! auf weiter Töne Flur
Wirst manche Lust bereiten,
Wie Du's getan mit Lieb' und Glück.
Wir wünschen Dich allesamt zurück.

Weimar, den 20. Januar 1822.

Goethe.

Goethe hat später noch zweimal Verse in das Album geschrieben, es auch mit einer Federzeichnung

geschmückt, einen griechischen Tempel darstellend, von dessen Stufen der Genius mit der Leier niederschwebt.

So ist der Dichtergreis dem jungen, aufstrebenden Genie in lebendiger Anteilnahme nahe geblieben. An Zelter schrieb er im Februar 1822: „Auch Felix sag ein gutes Wort und seinen Eltern. Seit Eurer Abreise ist mein Flügel verstummt, ein einziger Versuch, ihn wieder zu erwecken, wäre beinahe mißlungen." Und als im Herbst desselben Jahres Felix den Besuch in Begleitung seiner Eltern wiederholt, ist sein Willkommengruß aufrichtig und freudig. Aus einem Brief von Felix' Mutter spricht deutlich das Glück, das die Eltern hierüber empfanden, zugleich auch die Bewunderung für den Dichter. „Goethe, der Vornehme, Hohe, Ministerielle, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz, Genie und Superiorität jeder Gattung eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gemeine Sterbliche erbangen, ist so gütig, mild und freundlich, ja väterlich gegen den Knaben, daß ich nur mit dem innigsten Dank und freudiger Rührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann. Stundenlang sprach er mit meinem Mann über Felix, herzlich lud er ihn ein, wieder längere Zeit bei ihm zu wohnen, mit sichtlichem Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, wenn er nach seinem Sinn phantasiert hatte. Da er gewöhnliche Musik nicht liebt, war sein Piano seit Felix' Abwesenheit unberührt geblieben, und er öffnete es ihm mit den Worten: ‚Komm und wecke mir alle geflügelten Geister, die

lange darin geschlummert.' Und ein andermal: ‚Du bist mein David, sollte ich krank und traurig werden, so banne die bösen Träume durch dein Spiel, ich werde auch nie wie Saul den Speer nach dir werfen.' Findest Du das nicht von einem dreiundsiebzigjährigen Greis allzurührend?"

In dem Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter wird Felix noch oft erwähnt. Der Lehrer hat die Genugtuung, immer nur Gutes und Erfreuliches über die Höherentwicklung des Vielversprechenden berichten zu können, und er weiß, daß er damit dem Freunde in Weimar herzliches Vergnügen bereitet. „Daß Dir meine Relation über Felixens Fortschritte Wasser auf Deine Mühle sein würde, durfte ich hoffen."

Felix selbst war noch zweimal in Weimar bei Goethe: 1825 auf kurze Zeit nach der Rückkehr aus Paris und im Frühjahr 1830 länger vor seiner Reise nach Italien. Und wie sich der junge Künstler durch Goethes freundliche, gleichbleibende Teilnahme mächtig angespornt fühlte zu rastlosem Vorwärtsstreben, so hat er namentlich bei seinem letzten Aufenthalt, da er nun zum hochgebildeten Jüngling herangereift war, der allen Gedankengängen des Weisen von Weimar zu folgen vermochte, den Reden, die seinem Munde entquollen, gelauscht. Dem Knaben aber hatte der Meister im Reiche der Kunst fünf Jahre früher, nachdem ihm dieser sein H-moll-Quartett gewidmet, folgenden Brief, — „ein schönes Liebesschreiben" nannte ihn Zelter — gesandt: „Du hast mir, mein teurer Felix, durch die gehaltvolle Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; obschon angekün-

digt, überraschte sie mich doch. Notenstich, Titelblatt sodann der allerherrlichste Einband wetteifern miteinander, die Gabe stattlich zu vollenden. Ich habe sie daher für einen wohlgebildeten Körper zu achten, mit dessen schöner, kräftig-reicher Seele Du mich zu höchster Bewunderung schon bekannt machtest. Nimm daher den allerbesten Dank und laß mich hoffen, Du werdest mir bald wieder Gelegenheit geben, Deine staunenswürdige Tätigkeit in Gegenwart zu bewundern. Empfiehl mich den würdigen Eltern, der gleichbegabten Schwester und dem vortrefflichen Meister. Möge mein Andenken in solchem Kreise immerfort lebendig dauern.

Weimar, 18. Juni 1825. Treulich J. W. Goethe."

Als der Mann auf der Höhe seines Künstlerruhms einst durch die Baronin Jenny von Gustedt an jene Tage in Goethes Hause erinnert wurde, da leuchteten seine Augen auf, und er sagte in dem Tone tiefster Überzeugung: „Wer weiß, was ohne Weimar, ohne Goethe aus mir geworden wäre."

Auf dem „bedachtsam geprüften Streicherschen Flügel", der heute noch im Junozimmer des Goethehauses in Weimar steht, haben noch zwei andere Kinder dem Dichtergreise ihre Kunst zeigen dürfen.

Im Jahre 1827 war Friedrich Förster mit seiner Familie bei Goethe. Er hatte auch seinen sieben Jahre alten Pflegesohn Karl Eckert mitgebracht, der damals als musikalisches Wunderkind galt. Schon vom fünften Lebensjahre an spielte er freie Phantasien auf dem

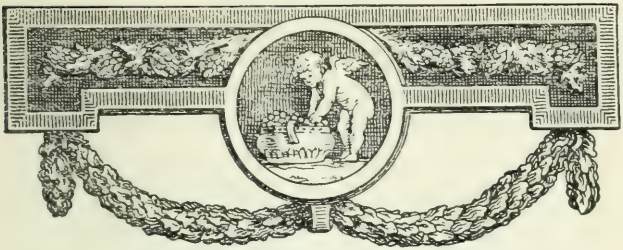
Flügel und versuchte sich auch im Komponieren. So hatte er Goethes Erlkönig in Musik gesetzt, und Frau Förster sang eines Nachmittags, von Karl begleitet, in der bei Goethe versammelten Gesellschaft die Ballade vor. Die Komposition machte auf die Anwesenden einen sehr günstigen Eindruck, Goethe unterhielt sich mit dem Kinde freundlich über seine Leistung, besonders über die Stimme des Erlkönigs, und sagte dann, ihm gütig die Wange streichelnd: „Du mußt ja am besten wissen, wie so einem Bürschchen, das der Vater zur Nachtzeit vor sich auf dem Pferde in den Armen hält, zu mute ist, wenn der Erlkönig ihn verlockt. Außerdem müssen wir auch zugeben, daß der Erlkönig als ein Geisterkönig jede beliebige Stimme annehmen und nach seinem Gefallen erst sacht und einschmeichelnd, und dann wieder drohend und zornig singen kann.“ Nachdem der Knabe nochmals phantasiert, Goethe ihn aufgemuntert, ihm gute Freundschaft mit Zelter und Felix Mendelssohn empfohlen hat, spricht er zu Hummel: „Ursprüngliches Talent, das ist Wasser auf meine Mühle.“

Vier Jahre später, im Herbst 1831, erweckten dem Hochbetagten nochmals Kinderhände die geflügelten Geister, die in den Saiten geschlummert.

Klara Wieck, später die Gattin Robert Schumanns, damals zwölf Jahre alt, weilte mit ihrem Vater in Weimar und gab ein öffentliches Konzert. Sie spielte mit großem Beifall auch am Hofe und in mehreren Privatzirkeln, in denen sie, wenn sie nicht am Flügel saß, ganz liebenswürdiges Kind war. Auch Goethe

führte der Vater die Tochter zu. Sie spielte im Hause des Gefeierten französische Kompositionen mit solchem Erfolg, daß der Dichter sich in Worten höchster Anerkennung über ihre Fertigkeit aussprach und sie einlud, ihren Besuch bei ihm zu wiederholen. Als Zeichen seiner Teilnahme schenkte er ihr sein Brustbild in Bronze und begleitete die Sendung für sie und ihren Vater mit Worten des Dankes und der Aufmunterung. Am 5. Oktober schreibt er darüber an Zelter: „Gestern erschien bei mir ein merkwürdiges Phänomen. Ein Vater brachte seine flügelspielende Tochter zu mir, welche, nach Paris gehend, neuere Pariser Kompositionen vortrug. Auch mir war die Art neu, sie verlangt eine große Fertigkeit des Vortrags, ist aber immer heiter; man folgt gern und läßt sich's gefallen."

Es war das letztemal, daß die Muse Euterpe bei ihm Einkehr hielt. In der lieblichen Gestalt eines Kindes nahm sie von ihm Abschied.



5. Fürstenkinder.

„Ich will just eben nicht damit prahlen, aber es war so und lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckt, nie viel Respekt.“ Es war ein schöner Septembertag im Jahre 1827, als Goethe auf dem Ettersberg diese Worte zu Eckermann sagte. Die klare Herbstluft gestattete freien Ausblick bis nach Gotha hin, und das veranlaßte den in Jugenderinnerungen Versunkenen, seinem Begleiter folgende Geschichte zu erzählen:

„Als die Mutter des jetzt regierenden Herrn noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort (in Gotha) sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetische, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche, blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig, wie ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: Nun, ihr

Semmelköpfe, was macht ihr? — Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen."

Die Kinder seines eignen Fürsten hat Goethe ganz wie Kinder behandelt, er fand nichts Despektierliches darin, die kleine Prinzeß Luise, die älteste Tochter Karl Augusts, in einem Brief an Frau von Stein scherzweise „das durchlauchtigste Grasäffchen" zu titulieren.

Aber er ist auch durch zwei Generationen hindurch den Kindern seines Fürstenhauses mit der ganzen Kinderliebe, deren er fähig war, entgegengekommen. So sind uns besonders über sein Verhalten gegen die eben erwähnte Prinzessin Luise und namentlich gegen den Erbprinzen Karl Friedrich viele hübsche Züge überliefert worden.

Wie herzlich ist die Teilnahme, die aus dem Briefe an Karl August klingt, den er etwa fünf Wochen nach der am 3. Februar 1779 erfolgten Geburt der kleinen Prinzessin schrieb: „Lassen Sie das kleine menschliche Wesen nur erst ein bischen heraus kommen. Die Umstände erziehen alle Menschen, und man mache, was man will, die verändert man nicht! Lassen Sie's nie an der väterlichen Sorgfalt mangeln, daß wir's nur gesund erhalten. Bis es eine Menschenstimme vernimmt, werden wir noch manches darüber zu denken und zu reden veranlaßt werden."

Und wie er dann die Freude der Eltern an der günstigen Entwicklung des wohl zuerst nicht ganz normalen Kindes teilt, dafür gibt es verschiedene Anzeichen. Nicht nur erwähnt er der Freundin gegenüber, daß

er in Belvedere „das Prinzeßchen gar allerliebst" gefunden habe, oder Knebel gegenüber, daß „das Prinzeßchen in seiner Prinzeßheit wächst," er beschäftigt sich auch so gern mit ihm, daß ihm seine ersten Sprechversuche im Ohr wiederklingen. Das dreijährige Kind finden wir dann mit der Mutter an einem schönen Sommertage in Goethes Garten.

Im März 1784 knickte plötzlich der Tod das junge Leben. Goethe erwähnt bedauernd den schmerzlichen Verlust in Briefen an Jakobi, Knebel und Merck. Aber er wollte dem Kinde noch ein anderes sinniges Andenken stiften. Schon am Tage, an dem es in frühester Morgenstunde verschieden war, sandte er an Frau von Stein eine Skizze, „Aurora, die ein Kind wegträgt, besser wäre es, sie brächte es", und bald danach gab er dem Hofbildhauer Klauer den Auftrag zu einem Kinderdenkmal. Es sollte zugleich der Erinnerung an die im September 1781 am Tage ihrer Geburt wieder verstorbene zweite Tochter des Fürstenpaares geweiht sein. Letztere, die nur einige Stunden gelebt hatte, sollte erscheinen als ein holdes, von einem Engel auf die Erde gebrachtes, aber von da schnell wieder zurückeilendes Wesen, dessen liebreicher Führer den Schleier, der das aufblühende Kind deckt, ein wenig emporhält, um es den Sterblichen einige Augenblicke zu zeigen. Die ältere sollte dargestellt werden, wie sie vor der Erdkugel stehend das weimarische Land betrachtet, von dem Engel, der aus den Wolken hervortritt, bei der einen Hand gefaßt wird und die andere,

mit dem Finger auf Weimar deutend, der himmlischen Schwester darreicht.

Im achten Jahre der fürstlichen Ehe, am 2. Februar 1783, wurde der Erbprinz geboren: „Du wirst Dich," schrieb Goethe bald darauf an Merck, „auch mit uns über die Ankunft eines gesunden und wohlgestalteten Prinzen, welche Kanzleiform man diesmal mit aller Wahrheit gebrauchen kann, gefreut haben." Auch die gleichzeitigen Briefe an Knebel und Kestner nehmen freudig auf das glückliche Ereignis Bezug.

In Studien von alten Akten und Büchern versunken, dazu auch zu manchem unangenehmen Geschäft gezwungen, kam Goethe damals nicht dazu, zur Feier des Geburtstagsfestes die Saiten der Leier zu rühren, und auch, als er zwei Wochen später bei einer Redoute der Geburtstagsstunde des Erbprinzen gedachte, war seine poetische Gabe nur bescheiden:

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieser nächt'gen Stunde,
Noch zweifelhaft auf unser Glück,
Mit zugeschloss'nem Munde.

Nach vierzehn Tagen kommen wir
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: Endlich ist Er da!
Er lebt, und Er wird leben!

In den nächsten Jahren hat Goethe wohl dem Aufwachsen des Erbprinzen nur von ferne zugeschaut. Im Mai 1784 besucht er mit Frau von Stein „das Prinzchen in Belvedere", wohin dieses, da in Weimar eine

Masernepidemie ausgebrochen, gebracht worden war, im übrigen aber finden wir bis zur italienischen Reise, einige kurze Erwähnungen in Briefen an Knebel und wenige Zeilen in einem Briefe an Karl August ausgenommen, in denen er mitteilt, er habe „das Prinzchen munter im großen Saal herumrutschen sehen", keine Anzeichen eines intimeren Nähertretens. Aber bei einer bedeutungsvollen Angelegenheit hatte er doch mitgewirkt. Auf seinen Rat war Dr. Ridel, der Verlobte von Lotte Kestners Schwester, Amalie Buff, als Erzieher Karl Friedrichs nach Weimar berufen worden.

Nach seiner Rückkehr aus Italien nahm sich Goethe wiederholt auf längere Zeit des Kindes an und weilte in seiner Nähe. Er hatte zwar, wie er an Charlotte von Stein schreibt, „nicht gehofft, dem Erbprinzen etwas sein zu können", aber wie hätte er bei seiner ausgesprochenen Vorliebe für Kinder dem Sohne des fürstlichen Freundes fern bleiben können! Im September 1788 nimmt er ihn, nachdem er sich bei Knebel „mit einigen kleinen Freunden" angemeldet und um ein „frugales Mittagessen" gebeten hat, mit nach Jena, und gleich nach der Rückkehr meldet er Karl August: „Heute war ich mit Ihrem Kleinen in Jena. Ridel und Herders August fuhren mit. Der Kleine war artig und aufmerksam; er faßt die sinnlichen Gegenstände sehr leicht und richtig und hat für Namen ein gutes Gedächtnis. Knebel gab uns zu essen, um halb achte waren wir wieder zu Hause."

Eine Woche später wird der Ausflug wiederholt,

namentlich um den Prinzen an den Freuden der Weinlese teilnehmen zu lassen. Im Anschluß daran folgt ebenfalls die Berichterstattung an den fürstlichen Vater, zugleich mit Vorschlägen für weitere Bildungsgelegenheiten: „Ich war mit dem Prinzen in Jena, der nach seiner Art ganz vergnügt und aufmerksam auf dieser kleinen Tour war. Es wird ihm gewiß wohltun, wenn man ihm von Zeit zu Zeit eine kleine Veränderung dieser Art macht. Gibt es noch einen schönen Tag, so möchte ich ihn wohl einmal nach Erfurt bringen."

Im nächsten Frühjahr war Goethe wiederholt wochenlang bei dem Prinzen. Als es sich darum handelt, den Erzieher desselben, Dr. Ridel, durch die Heranziehung noch eines zweiten Lehrers zu entlasten, ist er wieder mit Rat und Tat behilflich, und als der Frühling mit seiner Blütenpracht heranzieht, entführt er das Kind aus dem Druck von Giebeln und Dächern nach dem herrlichen Belvedere. „Ihre Frau Gemahlin schien einen Vorschlag zu billigen, den ich tat: ich wollte im Juni mit dem Prinzen und Ridel auf einige Zeit nach Belvedere ziehen. Es ist ein sehnlicher Wunsch des Kindes, dessen Erfüllung ihm wohl tun wird, und ich könnte es eine Zeitlang bequem beobachten und doch ohne Zerstreuung manche Dinge vollenden."

Der Herzog, dem er mit diesen Worten den Plan unterbreitet, ist wohl dankbar auf ihn eingegangen; der Juni wurde gar nicht erst abgewartet, bereits am 20. Mai fand der Umzug statt. August Herder, obwohl sieben Jahre älter als der Prinz, wird als Spielkamerad

mitgenommen, wohl auch zugleich in der Absicht, dem Paten unterhaltender Genosse zu sein.

„Der Prinz befindet sich frisch und munter," heißt es in einem Brief an Frau von Stein, und in einem späteren: „Das Kind macht mir viele Freude."

Im Juli geht dann, wie wir aus einem Brief an Karl August ersehen, Goethe mit dem Kinde nach Erfurt zum Koadjutor, und dann wiederum nach Jena, Ende des Monats aber auf etwa vier Wochen nach Wilhelmstal. „Dort wollen wir in den Thüringischen Wäldern gute Stunden finden," schreibt er an Anna Amalia. Auch diesmal ist August Herder dabei und begleitet den Prinzen und seinen Erzieher auf Ausflügen in die schöne Umgebung Eisenachs. Auf dem Rückweg wird mehrtägiger Aufenthalt in Gotha genommen.

Als dann im nächsten Jahre der Herzog zur Kaiserkrönung nach Frankfurt zu reisen gedachte, riet ihm der Freund, die Gelegenheit für die Bildung des Erbprinzen nicht vorübergehen zu lassen. „Ich wünschte noch immer, daß Sie alsdann den Prinzen mitnehmen, es wird das Kind auf einmal weit vorwärts bringen."

Sechs Jahre später trug sich Goethe mit dem Plane, Fritz von Stein, der inzwischen seine Studien vollendet und sich durch Reisen im Auslande weltmännische Bildung angeeignet hatte, dem nun herangewachsenen Erbprinzen als Reisebegleiter beizugeben. Die Triebfeder war weniger, dem frühern Zögling und jetzigen jungen Freunde eine angemessene Lebensstellung zu verschaffen, als vielmehr, durch ihn auch ferner emporziehend auf

den Jüngling einzuwirken, dem einst die Regierung des Landes anvertraut werden sollte. Der Plan ist nicht zur Ausführung gekommen, er bleibt aber ein schönes Zeugnis für Goethes erzieherische Sorgfalt dem Sohne seines fürstlichen Freundes gegenüber.

Mit der jüngeren Schwester des Erbprinzen Karl Friedrich, der 1786 geborenen Prinzessin Karoline, verband Goethe später treue Freundschaft. Über ihr Kindheitsverhältnis zu dem Dichter fehlen zwar nähere Nachrichten, wir wissen aber, daß er sie, als sie auf der Grenze von Kind und Jungfrau stand, allwöchentlich besuchte, sie auch jede Woche einen Vormittag bei sich sah.

Und noch einmal, da in Goethes Leben schon die Schatten länger wurden, traten fürstliche Kinder in den Kreis seines Umganges. Es war die folgende Generation, deren Wirken bis in die jüngste Zeit hereinreicht.

Am 4. November 1804 zog der Erbprinz Karl Friedrich mit seiner jungen Gemahlin, der Großfürstin Maria Paulowna, in Weimar ein, am 12. begrüßte der Schwanengesang Schillers das junge Paar.

Die ersten Jahre der fürstlichen Ehe waren durch Leid getrübt: der am 25. September 1805 geborne Sohn wurde schon im nächsten Jahre den Eltern wieder entrissen. Aber in der Folge wurden ihnen drei blühende Kinder beschert, denen allen ein gütiges Geschick nicht nur Fülle des irdischen Segens, sondern auch ein Leben bis über die Grenzen des biblischen Alters verlieh.

Die am 3. Februar 1808 erfolgte Geburt der Prinzessin

Marie gereichte, wie Goethe sagt, allen zur Freude, und besonders auch ihm, „der einen neuen Zweig des fürstlichen Baumes, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorsprossen sah". Drei Jahre später, am 30. September 1811, folgte Augusta, die spätere erste deutsche Kaiserin.

Die beiden Prinzessinnen sind unter den Augen des Dichterfürsten und Fürstenfreundes herangewachsen, und ihre Kindheit ist ebenso wie die ihres später geborenen Bruders Karl Alexander bestrahlt worden von der Sonne des Genius. Denn auch für die Erziehung der neuen Generation war der alte Getreue Berater und Helfer. Unter den Lehrern der Prinzessinnen waren die bedeutendsten F. W. Riemer, sein langjähriger Haus- und Arbeitsgenosse, und J. H. Meyer, sein vertrauter Kunstfreund. Der Erzieher Karl Alexanders, Hofrat Friedrich Soret, war ein gern gesehener und geschätzter Gast in Goethes Hause, und P. Eckermann, der durch seine Vermittlung Lehrer des Erbprinzen wurde, war der Vertraute seiner letzten Jahre. So lebte in all den Männern, die die fürstlichen Kinder in Künste und Wissenschaften einführten, Goethescher Geist.

Aber der Geistesgewaltige und ewig Jugendliche war auch persönlich den Enkeln seines Fürsten ein freundlicher Führer. Und wiederum ist es nicht die Enge umschlossener Räume und das Parkett des Schlosses, wo wir ihn mit den Kindern vereint treffen, sondern die freie Gottesnatur im Schmucke des Frühlings. Goethe verlebte nach dem Tode seiner Frau eine längere Reihe von Jahren den größten Teil des

Sommerhalbjahres in Jena. Dort war für den Aufenthalt der Prinzessinnen der Griesbachsche Garten — der jetzige Prinzessinnengarten — gemietet worden. Im Mai 1816 finden wir hier Goethe und J. H. Meyer in Gesellschaft der Kinder, und was die beiden Alten da mit ihnen trieben, das hat Meyer in einem Briefe an die Großfürstin Maria Paulowna in heiterem Tone geschildert:

„Prinzessin Maria zeichnet alle Tage ein wenig; wir verfertigen Jenaische Gartenhäuser im gotischen Geschmack, wie auf dem Wege nach Zwätzen gebaut sind. Auch auf der Kunitzburg sind wir gewesen und haben in Kunitz selbst den Studenten das Lied ‚Ein freies Leben führen wir' abgelernt. Eines Abends empfahl sich Goethe dadurch, daß er allerlei Merkwürdiges aus dem Orient berichtete und den Prinzessinnen Chinesisch und Arabisch vorschrieb, ein andermal ich mit sehr sinnreichen Bettlergeschichten. Nächstens werden Ceylonische Märchen und Schlangen unsre Unterhaltung sein, worauf Goethe schon seit ein paar Tagen studiert und die gehörigen Quartanten nachgeschlagen hat. Prinzessin Augusta ist wie immer recht lieb und wohnt hier neben mir im Schloß."

Aus gleichzeitigen Briefen und Tagebuchnotizen ist zu erkennen, wie sich Goethe darum bemühte, daß die fürstlichen Kinder in Jena geregelten Unterricht erhielten. „Der den munteren Kleinen bisher erteilte Unterricht ward im einzelnen beachtet und schien Beifall zu gewinnen, wobei es eine große Freude ist, die teuern Zöglinge gesund und munter zu sehen,"

schreibt er nach einem Besuch der erbgroßherzoglichen Herrschaften in Jena an Karl August.

Wie dankbar die Eltern Goethes Bemühungen aufnehmen, zeigt ein Brief der Großfürstin vom Juni 1816: „Ihre Sorge für die Kinder ist mir Freude gewesen, und indem ich bitte, daß Sie wohl solche nach Überzeugung und Bequemlichkeit fortsetzen, werden Sie wohl nicht an der Erkenntlichkeit zweifeln, die ich für Sie trage."

Auch im nächsten Jahre war der Griesbachsche Garten der Schauplatz anmutiger Kinderszenen, und noch wärmer klingt der Dank der fürstlichen Mutter. „Ich kann die Kinder nicht aus Jena ziehen lassen, ohne Ihnen, wertgeschätzter Herr Geheimer-Rat, meinen verbindlichsten Dank abgestattet zu haben für die große Teilnahme und Fürsorge, die Sie den Kleinen erwiesen haben, was mir zur angenehmsten Pflicht dadurch wird, daß ich gerne in Ihrer Handlungsweise die Deutung Ihrer mir bekannten Freundschaft für uns, die Verwandten, suche. Lehnen Sie diese meine Äußerung nicht ab, und gestatten Sie dem Prinzen wie mir, das aufrichtig zu erkennen, was Sie Nützliches den Kindern durch Ihren Umgang und Leitung beigebracht haben. Ich sehe aus allen Briefen, wie ungern die Kleinen sich von einem Aufenthalt entfernen, wo sie die Natur ansprach und sich angenehm zu allem zu Erlernenden gesellte."

Mit Besorgnis hört die Fürstin davon reden, daß der Garten verkauft werden soll und es also für ihre Töchter unmöglich sein würde, in den nächsten Jahren dort die Freuden des Sommers zu genießen. Sie bittet

Goethe, da er selbst den Sommer durch „Zeuge der Freude der Kinder über ihren Aufenthaltsort" gewesen sei, auf Mittel zu sinnen, wie man in den Besitz des Gartens kommen könnte.

Die Verhandlungen, die Goethe darauf mit der Besitzerin anknüpfte, gestalteten sich ziemlich schwierig. Aber er behielt „in fortdauernder Überlegung, wie den teuren Prinzessinnen ein heiterer und nützlicher Sommer zu bereiten sei", und versicherte der fürstlichen Mutter, daß ihm „das so teure Anliegen nicht aus dem Sinn kommen solle".

Und so genießen denn auch in den folgenden Jahren die Kinder die schönen Sommertage in Gesellschaft Goethes im Prinzessinnengarten. „Heute drängt mich's, zu schließen," schreibt er einmal an den Minister von Voigt, „denn ich habe den lieben fürstlichen Kindern einen kleinen Spaß bereitet, der mich gerade vor abend beschäftigt." Schauplatz des Vergnügens waren die sogenannten Teufelslöcher, eigentümliche Felsenhöhlungen an dem Wege nach Wöllnitz. Den Spaß selbst beschreibt Goethe in gravitätischem Altersstil in einem Briefe an Karl August: „Da die Anwesenheit der lieben fürstlichen Kinder zu allerlei Unterhaltungen auffordert, so habe einen Versuch gemacht, denen sogenannten Teufelslöchern eine gewisse Zu- und Ausgänglichkeit, letztere nach der Höhe zu verschaffen, wo man eine sehr angenehme Aussicht genießt. Statt der vielen wundersamen Geschöpfe, die das Märchen dämonisch dort walten läßt, hatten wir freilich nur ausgestopfte Tierchen und Vögel, sie taten aber doch auf die kleinen Gemüter gute Wirkung,

besonders da zuletzt anstatt des großen unterirdischen magischen Teiches sich wenigstens in einer Gelte kleine lebendige Fische merken ließen. Die Witterung begünstigte den Scherz, und wenn man von Zeit zu Zeit dieser extemporierten Anlage nachhilft, so kann eine Erfreulichkeit mehr in der ohnehin so sehr begünstigten Gegend gar wohl entstehen."

Über den Sommer 1819 schreibt er in den Tag- und Jahresheften selbst, daß der Aufenthalt des Hofes in Jena und Dornburg zu mancherlei Vergnügungen Anlaß gegeben habe. „Die Prinzessinnen hatten ihren Garten in Jena bezogen, wodurch denn hin und her viele Bewegung entstand." Aber auch ernstere Gelegenheiten, Merkwürdiges sehen und verständnisvoll anschauen zu lassen, wurden nicht versäumt. So fragt Goethe bei der Oberhofmeisterin der Prinzessinnen, Frau von Hopfgarten, an: „Mögen Ew. Gnaden mir die gefällige Nachricht geben, ob Sie gestern abend mit den lieben Prinzessinnen den Kometen gesehen? und ob Sie wegen heute abend einige Vorkehrungen getroffen haben?" Da die Zeit der Erscheinung zwischen 10 und Mitternacht fällt, fürchtet er, es möchte „manche Unbequemlichkeit außer und in dem Hause entstehen". Auf alle Fälle aber bietet er sich an, abends gegen 8 Uhr aufzuwarten „und solche Verabredung zu treffen, daß die verehrte Familie dieses merkwürdige Phänomen genugsam in Betracht ziehen könne".

Ein andermal beobachtet er mit den kleinen Lieblingen und dem Großherzog, nachdem er wiederum alles sorg-

fältig vorbereitet, im Garten eine ringförmige Sonnenfinsternis. Anfang und Mitte der Erscheinung können hier, da sich der bis dahin bedeckte Himmel zu guter Stunde aufklärt, vollkommen deutlich angeschaut werden, und um den Austritt, das Ende zu sehen, begibt man sich auf die Sternwarte, wo ebenfalls die Beobachtung zu vollkommener Zufriedenheit gelingt.

Zuweilen auch lädt er die Kleinen zu freundlicher Belehrung in seine gleich neben dem Prinzessinnengarten (im jetzigen botanischen Garten) gelegene Wohnung: „.... eine Anfrage sei mir erlaubt, ob es vielleicht unsern teueren Fürstenkindern und ihrer werten Umgebung gefällig wäre, morgen Sonnabend abend zur beliebigen Stunde mein geringes Dach zu beehren und meine steile Treppe zu steigen? Ich werde einige Kupferstiche, die ganz erfreulich sind, nebenbei auch eine saure Milch bereit halten."

Wenige Tage darauf begrüßt er dann die Prinzessin Auguste zu ihrem neunten Geburtstage mit dem Gedicht, das in seiner ersten Strophe die Landschaft ihres Aufenthaltsortes schildert:

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in seinen Düften,
Alle sehn sich nach Dir um;
Berge schauen dort herüber,
Leuchten schön und jauchzten lieber;
Doch der schöne Tag ist stumm.

Lustschalmeien will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles, was nur Freude regt.

Selbst an seiner strengen Kette
Springt das Freundchen um die Wette,
Immer hin- und herbewegt.

Und so täuschen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geschmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich! Erscheine wieder!
Denn der neue Frühling blickt.

Das Gedicht war begleitet von einem Kupferstich von Elzheimer, die Aurora darstellend.

Zum elften Geburtstag der Prinzessin Marie hat er einen neuen Schluß zu dem Festspiel Paläophron und Neoterpe gedichtet, das an diesem Tage aufgeführt wurde. Im nächsten Jahre sandte er ihr mit Raphaels Gärtnerin ein Gedicht:

Sanftes Bild dem sanften Bilde
Unsrer Fürstin widmet sich;
Solche Ruhe, solche Milde
Immerfort umschwebe Dich!

Inzwischen war aber im Weimarer Schloß ein erfreuliches Ereignis eingetreten. Worauf Großeltern und Eltern mit Sehnsucht gehofft, was die Bevölkerung des ganzen Landes freudig erwartet, das geschah am 24. Juni 1818: „Ein Erbprinz ist da," erscholl es durch die Straßen der Stadt.

Goethe möchte gern der erste Bringer der frohen Kunde an seinen „treuen, vieljährigen Mitarbeiter", den Staatsminister von Voigt, sein. Er schließt seinen Brief mit den Worten: „Davor mögen wir Gott danken,"

nnd die Erwiderung auf Voigts Antwort mit dem Satze: „Was haben wir nicht zusammen für mannigfaltiges Gute und Glückliche erlebt!“

Als dann im Dezember die kaiserliche Mutter Maria Paulownas nach Weimar kam, um sich an dem Anblick der drei Enkel zu erfreuen, da hatte sich der Meister schon lange vorher gerüstet, ihre Anwesenheit in jenem großen Maskenzug, der bedeutendsten und zugleich letzten seiner Gelegenheitsdichtungen dieser Art, zu feiern. Die Muse der Tonkunst begrüßt darin die beiden kleinen Prinzessinnen mit den Worten:

Und schon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
Was gut und schön, im frohen Chor
Begegnet es den jungen Seelen,
Und freudig blühen sie empor.

Dann wendet sie sich an den Jüngstgebornen:

Nun aber an die Wiege! Diesen Sprößling
Verehrend, der sich schnell entwickelnd zeigt
Und bald herauf, als wohlgewachsener Schößling,
Der Welt zur Freude hoch und höher steigt!
Sein erster Blick begegnet unserm Kreise,
Er merkt sich einer wie der andern Blick,
Gewöhnet sich an eines jeden Weise,
Gewöhnt sich an sein eigen Glück.

Er sei ein Harfner, dem die Musen
Den Psalter wohl gestimmt gereicht!
Und so gelingt's dem freien Busen;
Denn alle Saiten schweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange;
Ein Lied erfolgt, man weiß nicht wie. —
Sein Leben sei im Luftgesange
Sich und den andern Melodie!

Der Erbgroßherzog Karl Alexander ist erzogen worden im Geiste Goethescher Anschauung von Kunst und Leben. Seine Unterweisung war öfters Gegenstand des Gespräches zwischen Goethe, Soret und Eckermann. „Der Prinz war sehr glücklich, indem er den Effekt einer großen Kunst empfand," als Eckermann mit ihm Goethes Novelle las, und er sog die Erinnerung an eine große Zeit in seine Kinderseele, wenn er mit Soret und J. H. Meyer zu Tisch saß und letzterer aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse von Schillers Leidensgestalt, von seinem Verhältnis zu Goethe, von Jean Paul und Schlegel erzählte.

Er war als Spielkamerad von Goethes Enkeln oft im Haus des Gefeierten, lauschte seinen Worten und schaute mit weit offnen Kinderaugen voll Andacht auf die ersten Handschriften des Götz von Berlichingen und der Italienischen Reise, die Goethe ihm zeigte, als er ihn in Begleitung seines Erziehers in seinem Arbeitszimmer besuchte.

An dem glücklichen Gedeihen des Kindes nahm der Dichtergreis innigen Anteil, er sprach mit Eckermann „über die großen Hoffnungen, zu denen der junge Prinz berechtigt", und seiner Mutter, der Großfürstin Maria Paulowna, schrieb er, als sie in Petersburg weilte: „Wende ich meine Blicke auf die nächste Nähe, so kann ich nicht anders, als mit vielem Vergnügen melden: wie schön unser teurer Prinz in allem Guten zunimmt und das Sittliche dem Physischen auf jede Weise sich gleichstellt. Die sorgfältige und kluge Behandlung des werten Soret wäre unnötig zu rühmen, so wie der zu-

verläßige Meyer seine treuen Pflichten zu erfüllen nicht unterläßt. Eure Kaiserliche Hoheit sind gewiß mit allem einzelnen aufs genaueste sorgfältig unterrichtet. Wir andern haben dankbar anzuerkennen, daß auch unsre Kinder von einer sorgfältigen hohen Erziehung unmittelbaren Genuß und Vorteil gewinnen dürfen."

Und wie er den Tag, da er „den lieben Prinzen in Jena besucht hat", zu den drei schönen Tagen zählt, die er dem unfreundlichen Jahre 1829 abgewonnen, so hat er wiederholt das Geburtsfest des fürstlichen Kindes dadurch sinnig begangen, daß er bedeutungsvolle Veranstaltungen gerade an diesem Tage ins Leben rief. Die Begründung der freien Gewerkschule in Weimar, ein Zeugnis gemeinsamer Tätigkeit Goethes und Maria Paulownas, datiert vom 24. Juni 1829, und am nämlichen Tage 1831 überreicht er dem kurz vorher gegründeten Lesemuseum ein wertvolles Geschenk, „um bei dieser Gelegenheit seine Freude über so manche würdige Anstalt zu bezeugen, denen der hoffnungsvolle Prinz glücklich entgegenwächst".

Karl Alexander ist während seines ganzen reichen Lebens in Gesinnung und Haltung, im Denken und Tun ein Vertreter Goethescher Lebenskunst gewesen. Als er 1853 die Regierung antrat, bestimmte er den 28. August zur Huldigungsfeier. Die Wahl des Tages sollte ein Programm seines Wirkens sein, ein Symbol der großen Vergangenheit aus seinen Kinderjahren. Und 1899, im Jubeljahr des Dichters, griff er zur Feder, um den Erinnerungen an jene Tage bleibenden Ausdruck zu geben.

Einige Sätze aus der Niederschrift des nun auch Heimgegangenen mögen hier mitgeteilt werden.

„... Sie sind Erinnerung, wie ein Kind sie haben kann, denn ich war noch ein Knabe, als Goethe starb. Sein ältester Enkel, Walter von Goethe, war mir mein liebster Spielgefährte, ihn sah ich am meisten, und der Verkehr mit ihm und seinem Bruder vermittelte von Zeit zu Zeit meine Begegnung mit ihrem Großvater, dem Staatsminister und Geheimerat von Goethe. So sehe ich ihn noch deutlich vor mir, als er mit meinem Erzieher, Herrn Soret, in dem Zimmer aufrecht stehend sprach, wo die aldobrandinische Hochzeit hängt, während ich mit seinen Enkeln an einem Tisch im Urbino-Zimmer daneben spielte. Ein anderes Mal sah ich Goethe in den Gemächern meiner Mutter in dem Cedernzimmer, neben der großen Vase von violettem Jaspis stehen, die sich damals vor dem mittelsten Fenster dieses Raumes befand.

Es war das erstemal, glaube ich, daß mir sein Anblick einen tiefen Eindruck machte. Er war aber auch dazu angetan, um in der Erinnerung aller derer zu leben, die ihn gesehen haben. Etwas über Mittelgröße, schien er größer, als er war, weil er sich sehr gerade hielt. Seine Bewegungen waren gemessen, seine Haltung sehr vornehm, aber nicht steif; seine Züge bis ins hohe Alter sehr edel, der Mund sehr schön geschnitten, die Augen merkwürdig groß, die Pupillen braun. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach, nie habe ich bei einem menschlichen Wesen, welchen Geschlechts es war, solche Augen wieder gesehen. Sein Organ war sehr angenehm.

So sehe ich ihn noch, so glaube ich ihn noch zu hören, jene Vase bewundernd, im schwarzen Frack, den Stern des Falkenordens auf der Brust, was ihm sehr gut stand.

Meine Kindheitserinnerungen führen mich ein andermal, ich glaube in Begleitung meiner Frau Mutter oder meiner Frau Großmutter, ins Empfangszimmer des Goetheschen Hauses. Ich spielte mit den Enkeln, und da alle Zimmer offen waren, so trieben unsre Spiele uns bis ins Alkovenzimmer, wo an diesem Tag eine Menge Bilder an den Wänden angelehnt waren, unter andern ein Bildnis der heiligen Elisabeth (von Oberbeck), das jetzt im Urbino-Zimmer hängt. Daß wir jenen Raum in die Arena unsrer Spiele zogen, schien Goethe zu inkommodieren, denn er eilte in den Raum, um nachzusehen, daß wir die vorhandenen Schätze nicht berührten.

Einer späteren Zeit gehört ein Besuch an, den ich mit meinen Schwestern im Goetheschen Haus machte. Es war die Zeit, wo in England jene Bücher Mode waren, die den Titel keepsake trugen und vortreffliche Stahlstiche brachten. Eines derselben, eine Landschaft darstellend, wurde von meiner jüngeren Schwester, der Kaiserin, sehr bewundert, und Goethe bemerkte, daß man in dieser Landschaft spazieren gehen könne.

In jener Zeit mag es gewesen sein, daß mein Erzieher Soret mich eines Tages zu Goethe führte, der uns in seinem Arbeitszimmer empfing. Sehr gleichmäßig freundlich und gütig war Goethe unausgesetzt für mich; er bewies es auch heute, indem er aus dem neben dem Ofen stehenden Schreibtisch zwei Bücher herausholte, die

er mir zeigte, das eine in ein indisches Tuch eingeschlagen. Es war Sardanapal, den Goethe kurz vorher von seinem Verfasser, Lord Byron, erhalten haben mochte, und der die demütig-stolze Widmung enthält: ‚To his liege-lord'.

Das andere Buch war das Manuskript zu Götz von Berlichingen. Soret machte mich darauf aufmerksam, daß es keine Korrektur enthalte, so umfangreich es auch sei. — Einen andern Besuch machte ich mit Soret bei Goethe in seinem Gartenhaus im Park. Er empfing uns in den Räumen des Erdgeschosses. Er sagte mir damals, daß im Park zu Weimar Bäume seien, an denen ein Maler sein Meisterstück machen könne.

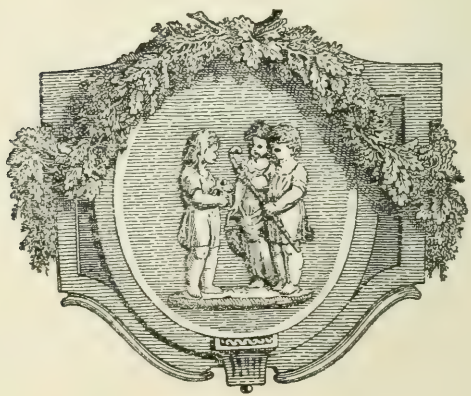
.... Am Ende seines Aufenthalts in Dornburg (1828 nach dem Tode Karl Augusts) besuchte mich Goethe in Jena und aß bei mir zu Mittag in dem oberen Saale des meiner Mutter gehörenden Hauses im Prinzessinnengarten, wo ich damals wohnte. Bei dieser Gelegenheit zeigte ich ihm ein Buch, und er fragte mich sogleich in Frankfurter Sprechweise: ‚Sind auch »Bilderchen« darin?'

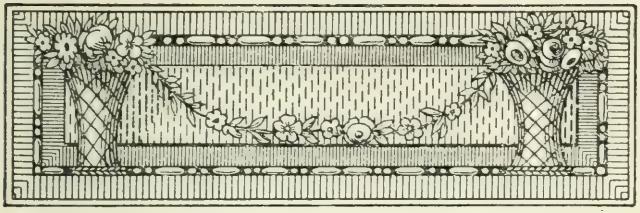
Dies sind meine Erinnerungen an Goethe. Untrennbar von ihm ist und bleibt die Verehrung, die von meiner frühesten Kindheit an die Erinnerung an ihn für mich sich heftet. Sie wurde genährt durch alle, mit denen ich in Berührung kam, besonders durch meine Mutter, die ihn aufs höchste schätzte. Ich war bei ihr in jenem Cedernzimmer, als ihr die Nachricht von dem Hinscheiden Goethes gebracht wurde. Sie brach in Tränen aus. Noch sehe ich sie in diesem Augenblick.

Soret brachte mich kurz darauf in das Sterbezimmer Goethes. Er lag in seinem Bett, unverändert in seiner Schönheit, wie er unverändert bleibt und bleiben wird in dem Reiche der Bildung."

Walter von Goethe, der Enkel des Dichters, mit dessen Tode das Geschlecht erlosch, hat in seinem Testament über den Garten am Stern die Bestimmung getroffen: „Ich vererbe diesen Besitz dem Großherzoglichen Krongut und bestimme ihn zum Spielplatz der fürstlichen Kinder des Hauses."

Sinniger und feiner kann das Andenken an den, der den Kindern seines Fürstenhauses ein treuer Eckart gewesen ist, nicht festgehalten werden.





6. Vom eignen Blut.

Der Sohn.

Als Goethe im Jahre 1778 in Berlin weilte, richtete die Dichterin Luise Karsch die naive Frage an ihn, „ob er nicht auch das Vergnügen kosten wollte, Vater zu sein“. „Er schien's nicht weit von sich zu werfen,“ schreibt sie an Gleim, „er ist ein Kinderfreund, und eben dieser Zug läßt mich hoffen, daß er auch ein guter Ehemann werden wird.“

Erst mehr als ein Jahrzehnt später ist ihm das Glück der eignen Vaterschaft zuteil geworden, und da es ihm endlich erschien, war es doch kein ganz reines Glück.

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien, am 13. Juli 1788, begann seine „Gewissensehe“ mit Christiane Vulpius. Vier von den Kindern, die dieser Verbindung entsprossen, zwei Knaben und zwei Mädchen, starben in zartem Alter, nur der am 25. Dezember 1789 geborne älteste Sohn, August, blieb am Leben.

Goethe mußte das Verhältnis zu Christiane bezahlen mit dem Verlust der Freundin, die bis dahin den

ersten Platz in seinem Herzen besessen, es schied ihn innerlich von manchem, der ihm bisher nahe gestanden. Aber er war gewissenhaft genug, alle Folgen, die aus ihm entsprangen, auf sich zu nehmen, und die „kleine Freundin" und das Kind sind von da an der Gegenstand seiner zärtlichen Sorge. Als er im März des folgenden Jahres nach Venedig reisen muß, um Anna Amalie abzuholen, ist er von dem Abschiede „ganz mürbe". Nur mit geteilter Aufmerksamkeit zieht er nach dem Lande, das früher das Ziel seiner glühenden Sehnsucht gewesen war. Er sei doch „auf oder ab ein wenig schmelfungischer geworden", bekennt er seinem Fürsten in einem Schreiben aus Venedig. „Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelassenen Erotio und zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln, die ich Ihnen beide, wie alles das meinige, bestens empfehle."

Als das Kind während seiner Abwesenheit erkrankt, ist er sehr beunruhigt, „ich bin daran noch nicht gewöhnt", und sehnlich verlangt es ihn nach Hause.

„Meine Gesinnungen sind häuslicher als Sie denken", schreibt er an Karoline Herder und fügt an diese Bemerkung die Verse an:

Weit und schön ist die Welt, doch o! wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Nach der Rückkehr gibt er sich ganz dem väterlichen

Glücke hin und empfindet tief, was er bald darauf in die Verse faßt:

Wenn dem Vater aus der Wiege
Zart und frisch der Knabe lächelt,
Und die vielgeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt:
Ja, dem Schicksal diese Gabe
Dankt er mehr als alle Habe.

Nach kaum zwei Jahren muß er abermals die Seinen auf längere Zeit verlassen: die Pflicht ruft ihn an die Seite seines Fürsten in den Feldzug nach Frankreich. „Küsse den Kleinen, sage ihm, der Vater kommt bald wieder", bittet er Christiane schon von Frankfurt aus. Als er an die Rückkehr denken kann, macht er sich in Verdun Vorwürfe, daß er nicht Spielsachen für „den Kleinen" eingepackt und „den Sohn über die Mutter vergessen habe". „Er soll nun auch was haben, entweder bring ich's mit oder schicke es voraus." „Mein einziger Wunsch ist, Dich und den Kleinen wiederzusehen, man weiß gar nicht, was man hat, wenn man zusammen ist."

Im Dezember kehrte er wieder heim; es war nach Mitternacht, als er vor seinem Hause abstieg, das ihm inzwischen von seinem Fürsten als Eigentum geschenkt worden war. Liebevoll empfingen ihn Christiane und sein nun dreijähriges Söhnchen, und es entstand „eine Familienszene, welche wohl in irgend einem Romane die tiefste Finsternis erhellen und erheitern würde".

Es folgten wiederum Monate stillen häuslichen Glückes, das Goethe selbst in Bild und Wort treulich

geschildert hat. Unter den Radierungen, die später nach seinen damals entstandenen Handzeichnungen von Schwerdgeburth herausgegeben worden sind, befindet sich ein Blatt, das die Gartenseite seines Wohnhauses darstellt. Eine einfache Holztreppe, mit Weinranken belaubt, führt nach dem Garten, die Tür ist halb geöffnet, man erblickt durch sie eine jugendliche weibliche Gestalt, Christiane Vulpius, deren Auge mit Wohlgefallen auf einem im Garten nahe der Treppe sitzenden Knaben ruht. Das Blatt trägt als Unterschrift das folgende Gedicht:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Doch bald wurde Goethe abermals auf das Kriegstheater beordert. Er sollte der Belagerung von Mainz beiwohnen. Nur ungern folgte er dem Rufe, in der Ferne sehnte er sich wiederum nach der beglückenden Enge zu Hause. „Küsse den Kleinen und erzähle ihm vom Vater, daß er ihn lieb behält", schreibt er aus dem Lager von Marienborn.

Und ganz im Gefühle seines trauten Familienglückes daheim versichert er von demselben Orte aus seinem Freunde Fritz Jacobi, wie lieb es ihm sei, daß sich dessen Sohn Max, der damals in Jena studierte, auch

in seiner Abwesenheit zu den Seinigen halte. „Auf der kleinen Insel des festen Landes, die sie bewohnen, ist er gern gesehen und gut aufgehoben. Mein Knabe ist ein glückliches Wesen, ich wünschte, daß er mit seinen schönen Augen nur Schönes und Gutes in der Welt sehen möge."

In Frankfurt aber sorgt er diesmal beizeiten für Spielzeug. Er hat für „den Kleinen" einen Säbel anfertigen lassen; außerdem soll Christiane „ihm allerhand Tiere halten, da er Freude daran habe".

Nach Goethes Heimkehr wiederholt sich bald dem Sohne gegenüber der Kreislauf aller jener vorsorgenden und erzieherischen Maßregeln, mit denen Goethe sich früher um Fritz von Stein und August Herder bemüht hatte. Als August im sechsten Lebensjahre steht, nimmt ihn der Vater zum erstenmal mit auf einen größeren Ausflug. Ilmenau ist das Ziel, der Ort, wo auch die beiden ebengenannten jungen Freunde köstliche Tage frohen Kindertreibens genossen hatten. „Erheiternd war mir", erzählt er selbst in den Tag- und Jahresheften, „die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Tätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die Tat aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Anteil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne."

Wem fallen bei dieser Schilderung nicht die schönen Worte aus der „Natürlichen Tochter" ein:

Nur durch der Jugend frisches Auge mag
Das längst Bekannte, neu belebt, uns rühren,
Wenn das Erstaunen, das wir längst verschmäht,
Von Kindesmunde hold uns wiederklingt.

Sie sind in der Zeit geschrieben, da es der Vater an dem Emporwachsen des eignen Kindes empfand, daß nichts zu vergleichen sei

.... dem Gefühl des Vaters, der, entzückt,
In heil'gem Anschaun stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut,

sind also der leicht erkennbare Niederschlag eignen innern Erlebens, gerade so wie die Sätze, die er später einmal zu dem jungen Musiker Lobe sagte: „Es ist das beneidenswerte Glück der Jugend, die Eindrücke in aller Frische und Kraft zu empfangen und zu genießen. Bei zunehmender kritischer Erkenntnis versiegt allgemach die Quelle jener ungetrübten Freuden. Jeder Mensch ist ein Adam, denn jeder wird einmal aus dem Paradiese der warmen Gefühle vertrieben."

Wie er in Ilmenau mit dem Kinde lebt, das schildern anheimelnd seine Briefe an Christiane.

„....Es finden sich der Geschäfte so viele, daß ich wohl noch acht Tage hierbleiben muß. Ich behalte den Kleinen bei mir, er ist so artig als sich nur denken läßt. Er hat schon vieles gesehen: den Schacht, das Poch-

werk, die Porzellanfabrik, die Glashütte, die Mühle, worauf die Marmorkugeln zum Spielen der Kinder gemacht werden, und überall hat er etwas mitgenommen und spricht gar artig von den Sachen. Dann hält er sich zu allen Leuten und ist schon überall bekannt. Hier schickt er Dir einen weißen Pfefferkuchen, den er selbst gern gegessen hätte... Gustl grüßt Dich recht schön, er sitzt eben auf dem Kanapee, ich habe ihn ausgezogen und wir sind die besten Freunde."

Mehrere Tage später:

„....Der Kleine ist gar artig und freut sich über die vielen Sachen und Arbeiten, die er sieht, er behält alles recht gut und fragt gar vernünftig. Er hält sich mit allen Leuten. Ich habe ihm ein Berghabit machen lassen, und morgen, da die Bergleute einen Aufzug haben, soll er mitgehen. Das macht ihm großen Spaß, aber in die Kirche will er nicht mit hinein. Er bringt Dir eine Tasse mit, die man ihm geschenkt hat, und füttert sich überhaupt aufs beste. Des Morgens um fünf Uhr sind wir wach, abends aber geht's auch bald zu Bette."

Im Januar des nächsten Jahres weilt Goethe längere Zeit in Jena. Christiane soll ihn abholen und dabei „das Bübchen" mitbringen, er schärft ihr aber noch besonders ein, „nimm aber doch meinen Pelz mit und widle Dich und das Kind ja recht ein."

Im Frühjahr 1796 aber wurde der kleine August unbewußt die Ursache, daß sich eine bedeutsame Wendung im Leben seines Vaters vollzog. Seit sieben

Jahren war der Verkehr zwischen ihm und der Frau, der einst sein ganzes Herz gehörte, abgebrochen. Da kam im März Schiller mit seiner Gattin und dem zweieinhalbjährigen Söhnchen Karl auf vier Wochen nach Weimar, um Ifflands Gastvorstellungen zu genießen. Schiller stieg bei dem Freunde ab, die Gattin und das Söhnchen wohnten bei Frau von Stein. Da wurde denn August der kleine Friedensbote; ahnungslos brachte ihn Karlchen Schiller mit in das Haus der Frau von Stein, um mit ihm dort zu spielen. Sie fand Wohlgefallen an dem Kinde, gewann es immer lieber, es war bei ihr täglicher Gast, auch als Schillers Ende April wieder abgereist waren. So wurde der kleine Sohn Goethes ein neues Bindeglied zwischen dem Vater und dessen einstiger Jugendfreundin; Kindesunschuld knüpfte das Band der Freundschaft von neuem zwischen zwei Menschenseelen, die früher im innigsten Umgang ganz ineinander übergeflossen waren.

Die Briefe der Frau von Stein an ihren Sohn Fritz sowie auch die an Charlotte von Schiller sind ein Zeugnis dieser innern Umwandlung.

An Fritz: „Sein kleiner August kommt jetzt oft als Spielkamerad vom kleinen Schiller zu mir. Es scheint ein gutes Kind. Ich schenkte ihm einige Spielereien, die ihn sehr erfreuten, und nach drei verschiedenen Pausen, wo er sich vermutlich einzeln die Geschenke in seinem Köpfchen rekapitulierte, sagte er allemal ein recht ausgesprochenes: ‚Ich bedanke mich!‘ Ich kann manchmal

in ihm die vornehme Natur des Vaters und die gemeinere der Mutter unterscheiden. Einmal gab ich ihm ein neu Stück Geld; er drückte es an seinen Mund vor Freuden und küßte es, welches ich sonst am Vater auch gesehen habe. Ich gab ihm noch ein zweites dazu, und da rufte er aus: ‚Alle Wetter‘.“

Im nächsten Monat ist der Ausdruck schon wärmer: „Goethe ist in Jena, aber sein kleiner Bube kommt beinahe alle Tage zu mir, er ist äußerst liebenswürdig.“ Einige Tage vorher hat das Kind ihr Blumen gebracht und einen Gruß von seinem Vater mit der Nachricht, daß er nach Jena gereist sei. Sie kann noch nicht recht an den Gruß glauben. „Ich glaube, die Mutter hat's ihm gesagt, sonst wär's viel von einem Kinde, daß er's so lange gemerkt hätte.“

Und so geht August fast täglich „den Weg, den ihn Karlchen gelehrt hat“, wie Frau von Stein der Jenaer Freundin mitteilt. Ja, einige Wochen später führt er Vater und Freundin in persönliche Nähe: „Augustchen brachte mir gar letzt seinen Vater geführt, als ich unter den Orangenbäumen vor meinem Hause saß. Er nahm es an, sich neben mich zu setzen.“

Von nun an besorgt August regelmäßig die Ackerwand entlang Botengänge. Bald bringt er Frau von Stein Bücher und Zeitschriften, bald auch, wie zu ihrem Geburtstage (25. Dezember), an dem er selbst ja auch Geburtstagskind war, Gaben andrer Art: „geräucherten Lachs und Hamburger Fleisch“. Die noch immer zurückhaltende Freundin zweifelt zwar noch daran, „ob die

fleischernen Gaben unsre Geister wieder zusammenbinden werden", aber eins sei gewiß, schreibt sie an ihren Sohn, daß sie sein Augustchen recht lieb habe; „er ist so possierlich und gescheit, daß ich ganze Tage mit ihm spielen könnte, auch kommt er recht oft."

Zuweilen ruft der Kleine in ihr lebhaft die Erinnerung an die Zeit des innigen Seelenbundes mit seinem Vater wach. „August ist hier," erzählt sie Charlotte von Schiller, „sein Gesichtchen tut mir auch wohl; er wollte Karlchen schreiben und freute sich übers Couvertchen, das ich ihm gemacht habe. Possierlich ist's, daß er sich das Siegel in meinem Schreibtisch ausgesucht hat, das mir sein Vater, ich glaube vor zwanzig Jahren, geschenkt! (Es trug die Inschrift: Alles um Liebe.) Lassen Sie ihn es nicht sehen."

Den ersten längeren Brief, den sie wieder an Goethe selbst schreibt, schließt sie mit den Worten, daß „Augustchen ihrem Auge und ihrem Herzen wohltue", und als sie bald darauf längere Zeit nach Kochberg reisen will, schreibt sie: „August ist neben mir recht artig, es tut mir ordentlich weh, mich so lange von ihm zu trennen; Sie müssen's meinem Herzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich das Kind so liebhaben muß." Als der Knabe mehrere Tage nicht zu ihr gekommen ist, fragt sie an: „Was macht denn mein kleiner Freund? Er war sehr lange nicht bei mir."

Goethe selbst ist von den Liebeserweisungen, die Frau von Stein seinem Kinde zuteil werden läßt, tief gerührt. „Erlauben Sie auch ferner meinem armen Jungen, daß

er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, daß Sie ihm so wohl wollen."

Zittert es nicht durch diese Worte wie etwas von geheimem Kummer, den Goethe über seine häuslichen Verhältnisse empfand? Fällt es ja doch zuweilen auch Frau von Stein auf, daß das Kind in seiner Bescheidenheit etwas Trauriges habe, „als wenn er schon einmal den Trug des Lebens erfahren hätte". Als Goethe anfangs 1801 an der Blatterrose lebensgefährlich erkrankt war, soll er, wie Frau von Stein ihrem Sohne meldet, besonders geweint haben, wenn er seinen Sohn sah. „Der hat indessen seine Zuflucht zu mir genommen. Der arme Junge dauert mich; er war entsetzlich betrübt."

Doch damit sind wir dem Gang der Ereignisse um mehrere Jahre vorausgeeilt. Kehren wir zunächst nochmals zu dem Jahre 1796 zurück.

Durch Schillers Anwesenheit in Weimar und Goethes Reisen nach Jena, auf denen ihn August häufig begleitete, hatte dieser Freundschaft mit Karl Schiller geschlossen. Daß letzterer sehr oft von August spricht, erwähnt Charlotte von Schiller wiederholt in Briefen an Goethe. „Karl spricht oft von August, er kann nicht begreifen, daß er ihn nicht mehr im Schlosse finden kann." — „August soll den Karl nicht vergessen, der sehr oft von ihm spricht."

Die beiden Kinder besuchen sich gegenseitig, tauschen auch wohl ihr Spielzeug aus, und eine solche Sendung

von Weimar nach Jena ist von folgendem Brief Goethes an Karls Mutter begleitet: „Hierbei folgt ein Briefchen von August an Karl und ein Brunnen. Man muß das Gefäß ganz voll Wasser gießen und alsdann zu plumpen anfangen, wodurch alsdann eine inverse Danaidenarbeit entsteht; auch hat er noch ein Püppchen beigelegt."

Ein andermal ladet Goethe den Knaben aus einer bestimmten Veranlassung ein: „Wollen Sie uns in dem Falle, daß sich die Familie vermehrt, für die erste Zeit Karln herüber schicken, so würde er Augusten sehr willkommen sein und in Gesellschaft der vielen Kinder, die sich in meinem Hause und Garten versammeln, sich recht wohl befinden."

Als Schiller später nach Weimar übersiedelte, wurde namentlich sein zweiter Sohn, Ernst, Spielgenosse Augusts.

In Goethes Garten am Stern war da oft fröhliches Kindertreiben. „Nie werde ich der Stunden, der Tage vergessen", erzählt ein Teilnehmer in seinen Jugenderinnerungen, „wo ich als Knabe, als Spielgefährte August von Goethes im Verein mit den beiden Söhnen Schillers, unter den Augen und in Gegenwart dieser unsterblichen Dichter, so manchmal bei dem lärmenden Treiben, das wir oft über Gebühr vollführten, den fast gleichmäßigen Ausruf: „Jungens, macht doch keinen so entsetzlichen Spektakel", ertönen hörte. Wie oft hat in späterer Zeit mein freundlicher Vater und Gönner, oder vielmehr, mein väterlicher Freund Goethe, mich an jene Zeit erinnert, mit der Frage: „Wissen

Sie noch, wie ihr Euch, Sie, Auguſt, Ernſt in meinem Garten meinen Götz von Berlichingen zum Exerzitium nahmt; wie ihr in tollem Wahne das Stück im Freien verlebendigen wolltet?"

Die Jugendfreundſchaft zwiſchen Auguſt und Ernſt hat die Jahre der Kindheit weit überdauert.

Im Herbſt 1796 nahm Goethe das Söhnchen abermals mit nach Ilmenau. „Geben Sie dem Kleinen noch einen freundlichen Wunſch auf die Reiſe, ich will ihn mitnehmen," bat er vorher Frau von Stein. Und gleich nach der Ankunft erzählt er Chriſtiane:

„.... Die Fahrt war ... ſehr angenehm und Guſtel war ſehr luſtig und unruhig, ſo wie er auch heute Nacht ſein Väterchen oft aufgeweckt hat. Nachdem wir erſt den Ofen haben verſchmieren laſſen, der geſtern abend über die Maßen rauchte, wird unſer Zimmer ganz freundlich werden, und ich hoffe einzugewöhnen und auch etwas zu arbeiten. Leb recht wohl, Guſtel läßt Dich grüßen."

Mit dem Arbeiten ging es freilich nicht nach Wunſch. „Der Kleine, ſo artig er auch übrigens iſt, läßt mich die Nächte nicht ruhig ſchlafen und morgens nicht arbeiten." Er iſt aber „ſehr vergnügt und findet den ganzen Tag etwas zu treiben und zu ſpielen."

Wenn der Vater in Jena iſt, ſchickt er oft etwas zur Ergötzung des Gaumens: bald „ſchöne Erdbeeren", von denen „auf den Mittwoch noch friſchere ankommen ſollen, wenn das Kind mir ſo hübſche Briefe ſchreibt"; bald Kirſchen und anderes Obſt, bald „etwas Süßes".

Leid tut es ihm jedesmal, wenn etwas Intereſſantes

zu sehen ist und er hat den Knaben nicht bei sich. Wenn in der Mühllache (einem Arm der Saale) Schafe gewaschen werden, wünscht er ihn zu sich, und als der Büttnersche Nachlaß eröffnet werden soll, läßt er August schnell herüberkommen. „Es wird ihm unsägliches Vergnügen machen, gegenwärtig zu sein, denn von einer solchen Gerümpelwirtschaft hat man gar keinen Begriff. So sind z. B. ein halb Dutzend Drehorgeln und Hackbretter, die durch Walzen bewegt werden, unter dem Zeuge. Eine Menge Schubkästen mit allerlei antiken Kleinigkeiten, physikalischen Spielereien und was nur so ein Kindskopf wünschen kann."

Der Knabe hat solches Wohlgefallen an dem Kram gehabt, daß er gern etwas davon besitzen wollte, und in der Nachlaßauktion ersteht darum der Vater „etwas Erwünschtes" für ihn.

Oft legt er den Briefen an Christiane ein Blättchen für den Kleinen bei; leider ist keins von ihnen überliefert. Zum Osterfest möchte er ihm gern ein Vergnügen machen: „kaufe das Buch, das er sich neulich wünschte, oder was sonst Kindern für nützlich und erfreulich gehalten wird."

Als er einmal früh das Mühltal heraus fährt, begegnet ihm unvermutet Gustel, der gekommen ist, den Vater zu besuchen. „Er freute sich, mich da zu finden, ich hatte auch große Freude, ihn wiederzusehen." Der Knabe blieb mehrere Tage beim Vater. „Der August ist gar artig und brav und macht mir viel Freude. Wir

sprechen oft von der lieben Mutter.“ Und ein andermal: „Wir sind hier recht vergnügt beisammen, er ist gar artig, und wenn er mich auch zuweilen hindert, so macht er mir auch vielen Spaß.“

Zu Augusts jenaischen Spielgenossen gehörte u. a. die später als Malerin bekannt gewordene Luise Seidler. Ihre Eltern wohnten im Schloß, wo Goethe meist Absteigequartier nahm. Sie erzählt in ihren Lebenserinnerungen: „Goethe hing mit unendlicher Liebe an ihm; oft fütterten beide miteinander die Tauben; noch öfter versüßte der Dichter des Götz und Werther unsre Kinderspiele dadurch, daß er Stückchen Torte, an einen Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herniederließ, damit wir danach haschten. Herzlich konnte er lachen, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Brocken zerkrümelt, in unsere Hände gelangten.“

Wie gern er mit dem Kinde jeden Genuß teilen möchte und wie er keine Gelegenheit versäumt, seinen Anschauungskreis zu erweitern, zeigen auch mehrere Briefe an Christiane aus Leipzig. Goethe war dort im Mai 1800. „Ich habe Dich gebeten,“ schreibt er, „mir den August mit Deinem Bruder zu schicken; ich erwarte ihn alle Tage, und es würde ihm die Messe gewiß große Freude machen.“ Am andern Tage schlägt er vor, Christiane möge selbst mitkommen. „Es wird Dir und dem Kinde viel Freude machen, Leipzig in dieser schönen Jahreszeit zu sehen.“

„Ohne Dich und das gute Kind schmeckt mir kein Genuß," schließt der Brief.

Ist aber die Mutter auswärts und der Vater zu Haus, so wird fleißig Bericht erstattet, was man tut und treibt. „Den August habe ich gestern mit nach Tiefurt genommen, wo er sich bei der Frau Grotin gar gut aufgeführt hat — ein paar Stück Kirschkuchen, die ich ihm hinbrachte, haben ihm sehr gut geschmeckt." Daß August allerlei wirtschaftliche Angelegenheiten, wie Gemüseeinkaufen oder das Heumachen, gern übernimmt, wird Christiane gefreut haben, „das ist eigentlich ein Spaß, und August ist sehr tätig bei der Gelegenheit."

Auf längere Zeit war Goethe im Herbst 1797 von den Seinen entfernt. Er unternahm die Reise nach Süddeutschland und in die Schweiz. Bis Frankfurt begleiteten ihn Christiane und der Sohn. Zum ersten Male machte er „die Reise aus Thüringen nach dem Mainstrom durchaus bei Tage und Bewußtsein" und erfreute sich an der geschärften Beobachtungsgabe seines achtjährigen Knaben. In der Vaterstadt führte er die Seinen der Mutter zu, die Enkel und Schwiegertochter zum ersten Male sah. Eine Woche blieben sie bei der Großmutter, dann traten sie die Rückreise wieder an. Schon von Hanau aus senden sie dem Vater Gruß und Reisewunsch. „Eure Briefchen von Hanau haben mir viel Freude gemacht, sage dem Kleinen, daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will, wie er nun immer besser schreibt." Er hat dem Knaben beim Abschied versprochen, ihm einen Säbel mitzubringen, und er wiederholt das Versprechen, weil er sich auf der

Rückreise „so gut aufgeführt hat", und in der Hoffnung, „daß er auch in seiner Abwesenheit ein gutes Kind bleiben werde".

Große Sorge bereitet ihm die unterwegs an ihn gelangte Nachricht von der Erkrankung seines Kindes. Von Voigt und Schiller erhält er aber bald die beruhigende Versicherung, daß alle Gefahr vorüber sei. „Daß ich meinen August wieder gesund und froh bei Ihnen denken kann," schreibt er an ersteren, „wie Sie die Güte haben, seine Reiseerinnerungen rege zu machen und ihm so zu einer weiteren Ausbildung zu verhelfen, ist mir unschätzbar, und diese Vorstellung wird mich auf meiner kleinen Reise begleiten." Und Schiller antwortet er: „Für die Nachricht, daß mein Kleiner wiederhergestellt ist, danke ich Ihnen ... Diese Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht."

In den Briefen an Christiane aber kehrt der Gedanke immer wieder: „Wäret Ihr doch bei mir!" Schon von Frankfurt aus hatte er geschrieben: „Nur jetzt wünschte ich reicher zu sein, als ich bin, daß ich Dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte." Als er sich in Stuttgart „zum ersten Male seit langer Zeit wieder an fürtrefflichen Mirabellen satt gegessen", möchte er sie doch lieber Christiane und dem Kinde gönnen. Aus Tübingen schreibt er: „Mein einziger Wunsch bleibt immer, daß ich mit Dir und dem Kinde, wenn seine Natur ein bißchen mehr befestigt ist, noch einmal eine so schöne Reise tun möchte, damit wir uns zusammen auch auf diese Weise des Lebens erfreuen."

Und der gleiche Gedanke drängt sich ihm in Stäfa auf: „Ich wünschte nichts so sehr, als daß ich Dir dereinst und dem Kleinen die schönen und herrlichen Gegenstände auch zeigen könnte."

Die Nähe Italiens reizte Goethe wohl, am Südabhange der Alpen talabwärts zu steigen. Man vermutete ja, daß er die Reise mit der festen Absicht unternommen habe, nach Italien zu gehen. „Aber", bekennt er Christiane von Zürich aus, „ich könnte mich nicht so weit von Euch entfernen! Wenn es nicht möglich wird, Euch mitzunehmen, werde ich es wohl nicht wiedersehen." Und auf der Rückreise versichert er nochmals: „Ich kann aber auch wohl sagen, daß ich nur um Deinet- und des Kleinen willen zurückgehe. Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren."

Je älter August wurde, desto mehr trat die Notwendigkeit geregelten Unterrichts hervor. Es wird nicht berichtet, daß Goethe seinen Sohn, wie er es früher mit Fritz von Stein gehalten hatte, selbst unterrichtet habe. Seine Ansichten über die Erziehung und Bildung des Kindes hat er aber deutlich einmal in einem Brief an Knebel ausgesprochen: „Mein August wächst und hat zu gewissen Dingen viel Geschick: zum Schreiben, zu Sprachen, zu allem, was angeschaut werden muß, sowie er auch ein sehr gutes Gedächtnis hat. Meine einzige Sorge ist, bloß zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt, und alles, was er lernt, ihn gründlich lernen zu lassen. Unsere gewöhnliche Erziehung jagt die Kinder ohne Not nach so viel Seiten hin und ist schuld an so vielen Rich-

tungen, die wir an Erwachsenen bemerken. Übrigens will ich ihn nicht von mir lassen, und wenn er noch einige Jahre hin hat, allenfalls auf eine Reise mitnehmen. Er ist mit in Frankfurt gewesen, und ich schicke ihn in der Gegend (in Jena) auch überall herum."

Der Brief ist eine Illustration zu dem Worte, das der Dichter in den Lehrjahren Natalie sagen läßt: „Wenn man von einem Kinde redet, so spricht man niemals den Gegenstand, immer nur seine Hoffnung aus."

Der Liebe Sehnsucht fordert Gegenwart,
Doch Zukunft ist des Vaters Eigentum.
Dort liegen seiner Hoffnung weite Felder,
Dort seiner Saaten keimender Genuß.

Goethe hat nach den angegebenen Grundsätzen, die uns auch schon aus seinem Verhalten zu Fritz von Stein bekannt sind, die Erziehung seines Sohnes geleitet. Namentlich hat er, der selber ein Meister in der Kunst des Lernens war, den Umfang der Bildungsgelegenheiten möglichst weit gezogen,

Und alles, was in seinem Kreise webt,
Hat er um seine Kindheit hergelagert.

Vor allen Dingen hat er ihn, gleichwie früher Fritz von Stein, möglichst oft mit sich in die freie Gottesnatur und in fremde Gegenden genommen. Im Sommer 1801 begleitet ihn August auf seine Badereise nach Pyrmont. In Göttingen wird auf der Hin- und Rückreise längerer

Aufenthalt genommen. Hier wohnen gelehrte Freunde des Vaters, und zu seiner eignen und des Sohnes Belehrung wird ihr freundlich dargebotener Dienst in Anspruch genommen. Namentlich der Mineraloge Blumenbach ist bereitwilliger Führer, wenn es gilt, die geologische Eigenart des Hainberges in Augenschein zu nehmen. Das Interesse für diesen Zweig der Naturwissenschaft war vom Vater auf den Sohn übergegangen und wurde natürlich von ersterem sorgfältig gepflegt. So wird auch der Kristallberg bei Lügde eingehend besichtigt und die Fossilien des Hainberges erregen Augusts Sammelleidenschaft.

Auch an heitern Szenen fehlt es nicht. Als die Nachtruhe nicht nur durch die mißlingenden Kadenzen- und Trillerübungen der sangeseifrigen Wirtstochter, sondern auch durch unerträgliches Hundegebell gestört wird, greift man, um die Lärmmacher zu verscheuchen, nach dem ersten besten Werfbaren, und da fliegt denn manches Ammonshorn des Hainberges, von August mühsam gesammelt, gegen die unwillkommenen Ruhestörer.

Auch während dieser Abwesenheit vom Hause wird die Mutter Augusts durch ausführliche Briefe von allem unterrichtet, was man lernt und erlebt.

„Heute nichts weiter, als daß das Kind sehr gut und artig ist und daß wir oft vom Mütterchen sprechen und uns freuen, Dich wiederzusehen", heißt es bald nach der Ankunft in Göttingen. Auch daß man von Pyrmont aus den Kristallberg aufgesucht, erfährt Christiane: „Gestern

waren wir auf einem Hügel, $^5/_4$ Stunden von hier, wo Versteinerungen und Kristallisationen angetroffen werden, deren Suchen und Auffinden das größte Fest war." Dazwischen erfolgen freudige Versicherungen, daß August „sehr vergnügt sei und sich gut aufführe", daß er sich „artig betrage und dem Vater viel Freude bereite", daß er „gar lieb und gut sei und mit allen Menschen Freundschaft mache". Zum Arbeiten hat freilich August in der Fremde wenig Lust: „es hält sehr schwer, ihn auch nur kurze Zeit an den Schreibtisch zu bringen".

An Schiller aber schrieb Goethe während des ersten Göttinger Aufenthaltes: „Mein Reisegefährte August ist auch schuld an meinem minderen Fleiß, indem er mich zerstreut und manche Betrachtung ableitet, doch ist er sehr glücklich, er gewinnt in manchem Sinne, und auch mein Verhältnis gegen die Menschen wird durch ihn gelinder und heiterer, als es vielleicht außerdem hätte sein können."

Wie die Reise im Geistesleben des Kindes nachgewirkt hat, beweisen seine wiederholten Dankbriefchen an Professor Blumenbach. „Hierbei ein Brief von August," so begleitet ein Wort des Vaters die Sendung, „der immer fortfährt, mit Leidenschaft Ihrer zu gedenken." Ein andermal: „Meines August weitläufigen Brief nehmen Sie als einen Beweis seines guten Willens, Ihnen in so bedenklicher Zeit einen heitern Augenblick zu bereiten."

Noch einmal, im Jahre 1805, war August der Begleiter seines Vaters auf einer größeren Reise. Von Lauchstädt, wo Goethe Theaterangelegenheiten ordnete,

ging es nach Halle, von da mit Fr. A. Wolf nach Helmstädt zu Professor Bereis, auf einem Abstecher wird Magdeburg besucht, über Halberstadt und durch das Bodetal führt die Reise zurück. Goethe hat selbst in den Tag- und Jahresheften eine heitere Szene von der Fahrt nach Helmstädt beschrieben: „Mein humoristischer Reisegefährte (Fr. A. Wolf) erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn August Teil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieses geriet zur besten geselligen Erheiterung; denn indem der tüchtige, gelehrte Mann den Knaben unausgesetzt zu necken sich zum Geschäft machte, so durfte dieser des Rechts der Notwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offensiv verfahren muß, sich zu bedienen und wie der Angreifende auch wohl manchmal die Grenze überschreiten zu können glauben, wobei sich denn wohl mitunter die wörtlichen Neckereien in Kitzeln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten. Nun machten wir Halt in Bernburg, wo der würdige Freund gewisse Eigenheiten in Kauf und Tausch nicht unterließ, welche der junge lose Vogel, auf alle Handlungen seines Gegners gespannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu bescherzen nicht ermangelte."

Auch in Helmstädt wurden die Neckereien fortgesetzt. „August ist lustig und guter Dinge," schreibt Goethe von da an Christiane, „streitet sich mit Wolf und macht uns oft lachen."

Um August gründlich in die klassischen Sprachen einführen zu lassen, hatte Goethe Fr. W. Riemer gewonnen,

der von 1803 in seinem Hause wohnte. Später beteiligte sich auch der junge Voß an dem Unterricht, August besuchte auch die oberen Klassen des weimarischen Gymnasiums. Riemers Verhältnis zu August ist nicht immer das beste gewesen. Anfangs wußte der Vater zwar „die Ungeduld des kleinen Schülers kaum zu mildern, der mit Leidenschaft seinen neuen Lehrer erwartet". Aber bald stellten sich dann und wann Schwierigkeiten ein. Und wenn es wahr ist, was Frau von Stein an ihren Sohn Fritz schreibt, daß Goethe dem sechzehnjährigen Sohne verboten habe, Verse zu machen, so klingt das, als ob der Vater schon damals angefangen habe, mit wehmütigem Herzen auf die Erfüllung mancher schönen Hoffnung zu verzichten. Er mußte die Wahrheit des Wortes an sich selbst erfahren:

Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen,
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichem lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben.

Das Bild von Augusts Knabenleben ist aber unvollständig ohne eine besonders liebenswürdige Gestalt: die seiner Großmutter. Noch ehe sie den Enkel von Angesicht gesehen, hat sie ihm zu jedem Christfest eine Freude bereitet. Da kam immer von Frankfurt eine Schachtel mit allerhand Nützlichem und Ergötzlichem, mit Zuckerwerk, mit einem Kleidchen, mit allerlei Spielzeug, „Infanterie und Cavalerie, er kann bey den langen Winterabenden sich damit amüsieren", ein Stück „Tuch zu

hembten", „eine Arche Noe, es ist zum Bewundern, was alles drinnen enthaltsam ist". Und als ihr August in seinem sechsten Jahre das erste Briefchen sendet, da schreibt sie in großmütterlicher Freude:

„den 15ten Oktober 1796.

Lieber Augst!

Das ist ja vortreflich daß du an die Großmutter so ein liebes gutes Briefelein geschrieben hast — nimmermehr hätte ich gedacht, daß du schon so geschickt wärest — wenn ich nur wüßte, womit ich dir auf kommenden Christag eine kleine Freude machen könte — weißt du was? sage was du gerne haben mögtest deinem Vater — und der soll mir es schreiben — besinne dich, denn es hat noch Zeit — Zur Belohnung deines schönen Briefes, schicke ich dir hir etwas bon bon — Aber den Christag soll eine große große Schachtel voll ankommen — du mußt brav lernen und recht geschickt seyn — da wirst du bald groß werden — und dann bringst du mir die Journahle und Mercure selbst. Lebe wohl! Grüße Vater und Mutter von

deiner dich hertzlich liebenden Großmutter

Elisabetha Goethe."

August hat von da an, ähnlich wie früher Fritz von Stein, der Großmutter ausführliche Berichte über seine Erlebnisse gesandt, einmal „eine deutliche Beschreibung der vielen vierfüßigen Tiere und herrlichen

Vögel", die er wohl in einer Menagerie gesehen hatte, ein andermal eine Schilderung, „wie der Buchbinder das Werk anfängt und beendigt", dann auch die Beschreibung einer „Macerade" (Maskerade), stets auch eine Schilderung seiner „Sommer-Wallfahrten". So hat nun die alte Gute wieder einen „kleinen Correßspondenten", und sie wird nicht müde, seinen Fleiß, seine Geschicklichkeit zu rühmen, wenn wieder ein neues Heft von ihm eintrifft. „Von Augst habe beinah eine Bibliotheke von seinen Erfahrungen," schreibt sie an die Schwiegertochter, und ein andermal: „Loben Sie ihn in meinem Nahmen und sagen ihm, daß Er gegen die Großmutter gerechnet — Ein gelehrter ist."

Wie herzlich und rührend ist der folgende Brief an den Achtjährigen, der in „großmütterlicher Originalorthographie" wiedergegeben werden möge:

„den 21 ten July 1798.

Lieber Augst!

So ofte ich ein so schön und deutlich geschriebenes Heft von dir erhalte; so freue ich mich daß du so geschickt bist die Dinge so ordentlich und anschaulich vorzutragen — auch schäme ich mich nicht zu bekennen, daß du mehr von diesen Sachen die von so großem Nutzen sind weißt als die Großmutter — wenn ich so gerne schriebe wie du; so könte ich dir erzählen wie elend die Kinder zu der Zeit meiner Jugend erzogen wurden — danke du Gott und deinen Lieben Eltern die dich alles nützliche und schöne so gründlich sehen und beurtheilen

lernen — daß andre die dieses Glück der Erziehung nicht haben im 30 Jahr noch alles vor Unwißenheit anstauen, wie die Kuh ein neues Thor — nun ist es aber auch deine Pflicht — deinen Lieben Eltern recht gehorsam zu seyn — und Ihnen vor die viele Mühe die Sie sich geben, deinen Verstand zu bilden — recht viele viele Freude zu machen — auch den Lieben Gott zu bitten Vater und Mutter gesund zu erhalten damit Sie dich zu allem guten ferner anführen können. Ja lieber Augst! Ich weiß aus Erfahrung was das heißt Freude an seinem Kinde erleben — dein Lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht — drum hat Ihn auch der Liebe Gott gesegnet daß Er über viele viele empor gekommen ist — und hat Ihm einen großen und ausgebreitnen Ruhm gemacht — und Er wird von allen Rechtschaffenen Leuten hoch geschätzt — da nim ein Exempel und Muster dran — denn so einen Vater haben und nicht alles anwenden auch brav zu werden — das läßt sich von so einem Lieben Sohn nicht dencken wie mein Augst ist. Wenn du wieder so Intreßante Nachrichten gesammelt hast; so schicke sie mir — Ich bin und bleibe

deine treue und gute Großmutter

Goethe."

In den Osterferien 1805 flog August zum erstenmal selbständig aus: es galt den Besuch der Großmutter. Am 8. April kam er in Frankfurt an, und nach vier Tagen berichtet die Überglückliche nach Weimar: „Augst

lebt — heyſa luſtig ohne Sorgen ſo wie König Solomo."

In ſein Stammbuch ſchrieb ſie ihm damals die ſinnigen Worte:

Tritten des Wanderers über den Schnee ſey ähnlich dein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie nicht.

Bei ſeiner Abreiſe gab ſie ihm das Zeugnis mit auf den Weg:

„Franckfurth d. 2ten May 1805.

Ich endes unterzeichnete bekenne öffendtlich mit dieſem Brief, daß Vorzeiger dieſes Julius Augſt von Goethe Sich währendt ſeines hieſigen Aufenthalt brav und Muſterhaft aufgeführt; ſo daß es das Anſehn hat, als habe Er den Ring im Mährgen (Nathan des Weiſen) durch Erbſchaft an Sich gebracht der den der ihn beſitzt angenehm macht vor Gott und Menſchen — daß dies bey oben erwähnten Julius Augſtus von Goethe der fall iſt beſtättigt hirmit

Seine Ihn

Liebende Großmutter

Eliſabetha Goethe."

Nach Auguſts Rückkehr aber ſchreibt der Sohn der Mutter folgenden Dankbrief:

„Nehmen Sie, liebe Mutter, tauſend Dank für Alles das Gute, das Sie unſerm Auguſt gezeigt haben. Ich wünſche, daß die Erinnerung ſeiner Gegenwart Ihnen

nur einen Teil der Freude geben möge, die uns jetzt seine Erzählung verschafft ... Dieser erste Versuch in die Welt hinein zu sehen ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinübergehe."

Vaterwunsch und Vatersegen ist an August von Goethe nicht in Erfüllung gegangen. Sein Lebensgang führte ins Dunkle. Zwar hat sich immer mehr die Anschauung dahin geklärt, daß das Urteil Holteis, er sei ein begabter, aber verdorbener Mensch gewesen, ebenso hart und ungerecht sei, wie jenes der Frau von Stein, daß der Elfjährige „schon gewohnt sei, sein Leiden zu vertrinken".

Aber die Tragödie seines Lebens ist in der Verkettung von Schicksal und Anteil erschütternd. Schon über seinen ersten Kinderjahren liegt ein Schatten, und bei aller Liebe des Vaters hat ihn die Sonne kindlicher Fröhlichkeit und Unbefangenheit nicht so warm beschienen, wie etwa Fritz von Stein.

„Ich will ihn nicht von mir lassen," wir kennen dieses an Knebel gerichtete Wort des Vaters. Der Nachgiebige, der Milde und Weichherzige: ist er in seiner alles überragenden geistigen Größe dem Sohne nicht doch wohl zu stark als richtunggebend und die Individualität biegend entgegengetreten? Hat sich in diesem Verhältnis nicht doch etwas erfüllt von der Wahrheit jener zunächst paradox klingenden Behauptung, mit der Lenardo in

den Wanderjahren der Ansicht Wilhelms entgegentritt, daß sich der Sohn nirgend besser als in der Gegenwart des Vaters entwickle: „Der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohne"?

Es ist gewiß dem Vater ernst gewesen mit der Sorge, „bloß das zu kultivieren, was wirklich in ihm liegt". Aber ihm selbst halb unbewußt ist sein Einfluß doch wohl zu einem Drucke für den Heranwachsenden geworden, und wenn man bedenkt, daß dieser weder den Beruf, noch die Gattin nach eigner Neigung wählen konnte, sondern vielmehr in beidem dem Wunsche des Vaters folgen mußte, so kann man nicht umhin, denen recht zu geben, die auf ihn jene Verse Grillparzers „Am Grabe Mozarts des Sohnes" anwenden:

Wovon so viele einzig leben,
Was Stolz und Wahn so gerne hört,
Des Vaters Name war es eben,
Was deiner Tatkraft Keim zerstört.

Begabt, um höher aufzuragen,
Hielt ein Gedanke deinen Flug:
„Was würde wohl mein Vater sagen?" —
War, dich zu hemmen, schon genug.

Bezeichnend für dieses Verhältnis ist das neuerdings veröffentlichte Stammbuch Augusts. Der Vater hatte es ihm im Dezember 1800 von Jena als Geschenk gesandt, aber zugleich mit der bestimmten Weisung, wen er um Einzeichnung bitten sollte. Und so finden wir in dem Bande nur wenige vertreten, die August persönlich nahe gestanden und aus Freundschaft für ihn ihm ein Geleit-

wort gegeben haben. Es ist vielmehr der Ruhm des Vaters, der erst vermittelnd eingetreten ist, es ist die Verehrung für ihn, die aus den Blättern spricht. Das Kind wird immer nur als der Sohn des Einzigen angeredet.

Holder Knabe, Dich liebt das Glück, denn es gab Dir der Güter
Erstes, köstliches — Dich rühmend des Vaters zu freu'n,

so beginnt Schiller auf dem ersten Blatte seine Eintragung, und noch viele andere schlagen den Ton an, wie August Wilhelm Schlegel:

Mit Stolz den großen Vater nennen dürfen, ist
Nur dem beschieden, der ihm nach wetteifernd ringt.
Dies werde, wackerer Knabe, Deinem Mut zu Teil:
Des Teuren Züge tragend, erbe seinen Geist.

Diese immer wiederkehrende Erinnerung und Mahnung wird beinah zur Grausamkeit einem Jüngling gegenüber, der sich selbständig entfalten möchte.

August von Goethe hat, ebenso wie später seine Söhne, in fortwährendem Ringen gestanden mit dem Riesenschatten des Vorfahren. Er selbst ist in diesem Kampfe unterlegen, und er mußte es um so sicherer, als seine Kräfte durch Ausbrüche mancher wenig edeln Leidenschaft geschwächt waren. So war denn dem Einundachtzigjährigen der herbste Schmerz aufgespart: den Sohn, der einst der Gegenstand großer Hoffnungen gewesen war, in die Ewigkeit vorangehen zu sehen. An dem Orte, den sich der Vater einst zu eigner Grabesruhe gewünscht hatte:

Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich später
Cestius' Mal vorbei leise zum Orkus hinab

fand das zerrissene Herz des Sohnes den ewigen Frieden.

Die Enkel.

In der Lebensperiode des alternden Goethe gab es eine Zeit, in der seine Naturkraft wunderbar verjüngt erschien. Es war, als wollte sich die Natur dem Rückgang des Lebens gewaltsam entgegenstemmen und eine Wiedergeburt der Jugendlichkeit herbeiführen. Das waren die Jahre, in denen Frauenliebe von neuem sein Herz entzündete, in denen er mit jugendlichem Schwunge in die Leier griff und den westöstlichen Divan schuf.

Trunken müssen wir alle sein!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein,

ist's nicht, als ob die Worte aus dem Munde des kraftgenialischen Jünglings erschallten? Und diese innere Verjüngung hatte zweierlei zur Folge: eine erneute Hinneigung zur Jugend und ein verstärktes Lebendigwerden der Erinnerungen an die eigne Kindheit.

„Sag' nur, wie trägst Du so behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?"
Fürwahr, sie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich gewesen.

„Sag' uns Jungen doch auch was zu Liebe!"
Nun, daß ich Euch Jungen gar herzlich liebe;
Denn als ich war als Junge gesetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Die Jugend ist vergessen
Aus geteilten Interessen.
Das Alter ist vergessen
Aus Mangel an Interessen.

Unbesonnenheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärts leben;
Der Fehler wird zur Tugend,
Im Alter muß man auf sich acht geben.

Ich hör' es gern, wenn auch die Jugend plappert:
Das neue klingt, das alte klappert.

Das ist eine kleine Auswahl von Vier- und Zweizeilern aus jener Zeit.

Ein herzlich Anerkennen
Ist des Alters zweite Jugend.

Daß Jugendeindrücke nie verlöschen, „auch nicht in ihren kleinsten Teilen", daß niemand glauben dürfe, „die ersten Eindrücke der Kindheit verwinden zu können", diese psychologische Wahrheit hat Goethe gerade damals wiederholt ausgesprochen, sie gehörte gleichsam zu seinen Lieblingssentenzen.

Zu Eckermann sagte er einst: „Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dieses geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt, und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und wert bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und das Fehlerhafte daran nicht einsieht."

Als er denselben Vertrauten seiner letzten Jahre in

Jena das Haus, in dem Voß gewohnt hatte, zeigte, und auch mit ihm den Garten durchschritt, über Rasen und unter vielen Obstbäumen hinweg, sprach er: „Das war etwas für Erneſtinen (Voßens Gattin), die auch hier ihre trefflichen Eutiner Äpfel nicht vergeſſen konnte, und die ſie rühmte als etwas ohnegleichen. Es waren aber die Äpfel ihrer Kindheit geweſen — darin lag's!"

In den Wanderjahren will Jarno Wilhelm und ſeinen Knaben in die Kenntniſſe der Gebirgswelt einführen. Er ſelbſt erklärt ſeine Neigung hierfür aus der Stärke der Jugendeindrücke. „Daß ich in meiner Kindheit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, daß ich mit den Pechjungen groß geworden bin, auf dem Berggraben mit ihnen kleine Rindenſchiffchen niederfahren ließ, das hat mich zurück in dieſen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und vergnügt fühle. Schwerlich kann dieſer Köhlerdampf dir zuſagen wie mir, der ich ihn von Kindheit an als Weihrauch einzuſchlürfen gewohnt bin."

In Goethes eignem Leben haben die Eindrücke der Kindheit oft ſtark nachgeklungen. Als Leipziger Student will er Dresden beſuchen. Durch wiederholte Erzählungen ſeines Vaters iſt ihm aber eine ſtarke Abneigung gegen alle Gaſthöfe eingeflößt worden. „Wie hätte ich mich nun mit ſolchen Jugendeindrücken, die bisher durch nichts ausgelöſcht worden, entſchließen können, in einer fremden Stadt einen Gaſthof zu betreten?" Und ſo gerät er auf den wunderlichen Einfall, bei einem ein-

fachen Schuster, einem Verwandten seines Stubennachbars, Unterkommen zu suchen.

Am 28. September 1786 fuhr Goethe mit dem Schiff aus der Brenta in die Lagunen von Venedig ein. „Wie die erste Gondel an das Schiff anfuhr, fiel mir mein erstes Kinderspielzeug ein, an das ich vielleicht in zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater hatte ein schönes Gondelmodell von Venedig mitgebracht, er hielt es sehr wert, und es ward mir hoch angerechnet, wenn ich damit spielen durfte. Die ersten Schnäbel von Eisenblech, die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte ich wie eine alte Bekanntschaft, wie einen langentbehrten ersten Jugendeindruck."

Und noch ein drittes Beispiel:

Zum neunundsiebzigsten Geburtstag des Dichters hatte der Großherzog Georg von Mecklenburg ihm eine besonders sinnige Überraschung bereitet. Er hatte die Wanduhr, die zu Goethes Kinderzeit im elterlichen Hause gestanden, sich zu verschaffen gewußt und ließ sie durch August von Goethe heimlich im Hause des Gefeierten aufstellen. Es wird erzählt, Goethe habe, als er die Uhr zum ersten Male des Morgens früh schlagen hörte, seinem Bedienten zugerufen: „Ich höre eine Uhr schlagen, die alle Erinnerungen meiner Kindheit weckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?" Beim Anblick des Geschenkes habe er Tränen der Rührung vergossen.

So klingen die Töne der Kindheit durch das Leben des Dichters, und als er an der Schwelle des Greisen-

alters die eigne Kindheit beschrieb, sind diese Töne zum vollstimmigen Akkorde angeschwollen.

Es folgte die lenis, placida senectus, die Zeit der beschaulichen Ruhe, die aus jeder Seite des Eckermannschen Buches zu uns spricht, die Zeit, da alle Gegensätze des Lebens in eine sanfte Harmonie aufgelöst erscheinen und der Weise mit heiter-überlegener Miene den Torheiten des Tages zuschaut.

Der Mensch erfährt, er sei nun, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Zu diesem „letzten Glück" haben wesentlich die Gestalten beigetragen, die sich freundlich von seinem Abendhimmel abheben: seine Enkel.

Im Jahre 1817 hatte sich August von Goethe mit Ottilie von Pogwisch vermählt. Schon als Kind war diese im Hause des Dichters heimisch, sie gehörte zu dem Sängerchor, von dem sich Goethe bei besonderen Gelegenheiten bei Tisch gern ein vierstimmiges Lied vorsingen ließ.

Mit herzlichen Versen begrüßte der Dichter „die unter seinen Augen aufgewachsene liebe Gattin seines Sohnes".

Mit ihr zugleich zog ihre jüngere Schwester Ulrike, damals noch Kind, in das Haus am Frauenplan. Wie liebreich der Dichter auch gegen sie war, mag sie selbst erzählen:

„Ach, er war so gut, so engelsgut, wir nannten ihn immer ‚Vatter', das mochte er gern. O, das war eine Ehrfurcht, wenn der Vatter kam, und wenn er uns an-

redete, dann waren wir schon glücklich. Ich war noch ein kleines, dummes Ding, wußte wohl, daß er ein berühmter Mann war, der Verse machte, aber lesen tat ich sie nicht. Und weil ich damals seine Größe noch nicht zu schätzen verstand, war ich zu ihm viel dreister als die anderen Hausgenossen. Nun mochte er es gern, daß eine von uns jungen Mädchen, deren mehrere im Hause waren, in seinem Zimmer verweilte, wenn er arbeitete, doch durfte diese keine Handarbeit vornehmen. Auch wurde nur selten gesprochen, er mochte uns nur gern um sich haben. Das war mir aber so langweilig, und so nahm ich meine Arbeit mit. Nun gabs gleich ein Gezwitscher: ‚Die Ulrike ist zum Vatter gegangen mit Handarbeit.' Ich kehrte mich nicht daran, und als es dem Vatter gesagt wurde, wie ungehorsam ich sei, lächelte er so ein ganz wenig — er konnte oft so ein ganz wenig lächeln, und es war dann in seinem Gesicht wie heller, warmer Sonnenschein — und sagte: ‚Beunruhigt nur die Kleine nicht, sie darf es!'"

Der Ehe August von Goethes mit Ottilie entsprossen drei Kinder: Walter (geb. 1818), Wolfgang (geb. 1820) und Alma (geb. 1827).

In den oberen Räumen des Goethehauses entwickelte sich nun von neuem ein frohes Kinderleben, und der Großvater nahm an ihm den herzlichsten Anteil. „Das kleine Volk im zweiten Grade hat etwas eigen Anmutiges und Gefälliges." . . . . „Das neu emporstrebende Leben noch in seiner vollen Blüte, wo sogar die Mängel unserer Natur anmutig erscheinen." Derartige

Stellen kehren in seinen Briefen an seine Freunde in diesen Jahren oft wieder.

Seinen ältesten Enkel hat er alsbald mit einem Wiegenlied begrüßt, in dem er ihn als jungen Mineralogen anredet.

Singen sie Blumen der kindlichen Ruh,
Käfer und Vögel und Tierchen dazu!
Aber Du wachest, wir treten herein,
Bringen was Ruhiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein lustiges Spiel,
Was man auch würfe, und wie es auch fiel!
Kindischen Händchen entschnickt sich so fein,
Knöchlein und Bohnen und Edelgestein.

Spielst Du mit Schussern, das Kügelchen rollt,
Dreht sich zur Grube, so wie Du gewollt,
Läufest begierig auch hinter ihm drein,
Das ist fürwahr wohl ein lustiger Stein!

Das Kind ist, als seine Eltern verreist sind, ganz seiner großväterlichen Pflege und Obhut anvertraut. „Meine Kinder machen eine Reise", schreibt er in einem Briefe, „und haben mir einen mehr als jährigen Enkel zurückgelassen, den ich mit großväterlicher Affenliebe, die größer als der Eltern sein soll, für das allerliebste Geschöpf von der Welt halte und wirklich durch seine Gegenwart den leeren weitschichtigen Haus- und Gartenraum für völlig ausgefüllt halte. Die sämtlichen Beeren reifen für ihn, und meine Rückahnung, daß sie mir auch einmal schmeckten, verwandelt sich, wenn ich ihn kosten sehe, in das entschiedene Gefühl, als schmeckten sie mir noch."

Und ein andermal: „Indessen beschäftigt mich die Erziehung meines Enkels, welche wohlbedächtig darin besteht, daß ich ihm allen Willen lasse, wodurch ich ihn denn, eh' die Eltern zurückkommen, auf die Beine zu bringen gedenke, wonach er selbst, obgleich etwas unbehilflich, jeden Tag zu bestreben scheint."

Über seine letzte Enkelin, Alma, schreibt er bald nach ihrer Geburt an Adele Schopenhauer: „Ein schönes Mädchen, willkommen Vater und Mutter, sowie Großvater und Brüdern, vom ersten Augenblicke herangeputzt mit auserwähltem Schmuck, an ausländische sowie inländische Freunde wundersam erinnernd."

Ein halbes Jahr darauf: „Das Kleidchen setzte die Frauenzimmer in Entzücken, und man hoffte schon, das artige Wesen darin herumhüpfen zu sehen. Sie werden gewiß ein recht merkwürdig Geschöpfchen finden, wenn Sie Ihre guten und treu anhänglichen Weimaraner nächstens wieder begrüßen."

Und so hat er der jungen Freundin wiederholt zu versichern, daß „die Kinder allerliebst sind", oder „daß das kleine Mädchen alle Tage neckischer wird."

Als ihn Lili Parthey in Marienbad nach den Enkeln fragte, von denen man, wie sie sagte, so viel Schönes höre, antwortete er: „Ja, es sind liebe Kinder, und gut und tüchtig und hübsch dazu, was auch recht gut und angenehm ist, wenn man es in den Kauf bekömmt, und sie vertragen sich gar gut mit dem Großvater, besonders wenn er ihnen Pfeffernüsse gibt, die auch diesmal wieder angeschafft werden müssen."

Gewinnende Züge häuslich-glücklichen Familienlebens sind uns namentlich in dem Briefwechsel mit Marianne von Willemer aufbewahrt, die an dem Gedeihen der Enkel innigen Anteil nimmt. Zu Weihnachten versäumt die Freundin niemals, die Kleinen mit sinnigen Geschenken zu erfreuen; die süßen Pfeffernüsse fehlen dabei nie. Und der Alte schildert in seinen Antwortschreiben immer ausführlich die erfreulichen Wirkungen:

„So vermelde zugleich, daß die süße und würzhafte Sendung zum Weihnachten glücklich angekommen, woran sich jung und alt erlustigen, besonders wenn ich denen im Garten schlittenfahrenden Enkeln aus meinem Fenster dergleichen in den Schoß werfe."

„Diese Äpfelchen, wenn man sie in die Hand nimmt, erregen sogleich den Wunsch: Kind zu sein."

„In diesen Stunden kamen denn die Süßigkeiten für die guten Enkel wohlgepackt und glücklich an; auch ist schon eine etwas lebhaftere Wahlverwandtschaft der guten Knaben gegen den stillen Großvater merklich, die Pfeffernüsse haben diese zarten Gefühle eingeleitet, die Brenten werden sie verstärken."

„Meine Enkel sind wirklich wie heiteres Wetter; wo sie hintreten, ist es hell. Ein Augenblick Freude, er sei, wie er wolle, das teilt sich denn unmittelbar auch den ältesten mit, und so wollen wir die guten Geister loben, die uns dergleichen Lichtlein angezündet haben."

Besonders aus Familienbriefen an Ottilie und August

ist zu erkennen, wie aufmerksam der Greis die Enkel beobachtet und ihre geistige Entwickelung verfolgt.

„Die Kinder sind wohl und froh; Walter durch Stunden, Klavierübungen und Hofbesuche beschäftigt und zerstreut. Wolf hält sich besonders zu mir und hat eine Schublade in meinem Schreibtisch sich zu Kleinigkeiten und anderen Spielsachen angemaßt, die er jeden Tag umlegt; aber stets mit Sorgfalt und in einer gewissen symmetrischen Ordnung, woran man sich zu erfreuen hat."

Noch ausführlicher ist die Charakteristik in einem mehrere Jahre später an Ottilie gerichteten Briefe. Nachdem er Walters Neigung zur Musik und Wolfs Interesse für das Dramatische hervorgehoben, äußert er sich über Alma: „Das Mädchen ist allerliebst und als ein echt geborenes Frauenzimmerchen schon jetzt inkalkulabel, mit dem Großvater im besten und liebevollen Einvernehmen, aber doch, als wenn es nichts wäre, ihre Herkömmlichkeiten verfolgend; anmutig, indem sie bei entschiedenem Willen sich ablenken und beschwichtigen läßt; übrigens keinen Augenblick ruhig, lärmig, aber leidlich und mit einigem Scherz gar bald in Ordnung und Zucht gebracht."

Daß Wölfchen sein besonderer Liebling war, zeigt folgender an Ottilie gerichteter Brief:

„Wölfchen ist mein gewöhnlicher Gesellschafter und pflegt einige Stunden mit mir im Garten zuzubringen, wo er denn aus Blättern und Blumen Putzwerke zusammensetzt, wie er sie von Melossens Kindern und Josephen gelernt hat. Dann schreibt er wohl auch die

Namen auf aus den orientalischen Märchen und andere Worte, die er nicht versteht. Diese werden verschiedentlich abgeschrieben und erklärt, nicht ohne Unbequemlichkeit, wie die Kinder sind, die nicht enden können. Sogar weiß er mit der größten Artigkeit mich zu nötigen, daß ich vor Schlafengehen entweder Charte oder Dorl mit ihm spielen muß."

Diese freundlichen Bilder von belehrender Unterhaltung und heiterem Spiel, von Scherz und Ernst erhalten noch lebhaftere Farbe durch die Notizen im Tagebuch des Großvaters. Häufig findet sich die Eintragung, daß er mit den Kindern, namentlich mit Wölfchen spazieren gefahren sei. Aber wir erfahren auch, daß er mit Walter „Portefeuilles" ansieht, ein andermal die „Bilder im Dapper, Palästina und Syrien", oder „die Albrecht Dürerschen Steindrucke", daß „Wölfchen sehr anmutig und schmeichelhaft" gewesen und Alma sich „sehr artig auf dem Wege einer sittlich-sozialen Natur" betragen; daß die Kinder sich in seinem Zimmer „mit Ausspielen von allerlei Kleinigkeiten vergnügten", oder Wolf ihm ein Märchen erzählt, das er sich selbst ausgedacht hatte, oder Walter ihn mit seinen Taschenspielerkünsten unterhielt; daß er mit Wolf „mit der bleiernen Jagd gespielt", oder „Waltern die Geschichte der Siebenschläfer erzählt", oder mit ihm den „zweiten Vers des Fischers gelesen und gesungen" habe. „Umherziehende Affen und Bären anzusehen", ist natürlich für die Kinder ein Fest, und mit dem Großvater „die ersten Märzenglöckchen zu entdecken", eine besondere Freude. Aber auch ernstere

Beschäftigungen werden gepflegt. Nicht nur „mancherlei Spiele mit eingeflochtenem Unterricht" werden getrieben, sondern „Walter beginnt das Zeichnen", Wölfchen hat „von der griechischen Mythologie zu erzählen", der Großvater geht mit ihm „den Kalender und die Himmelszeichen durch" und zeigt ihm den Orion und den Sirius, ein andermal wird „der Globus geholt und die letzte Reise der Russen um die Welt dadurch versinnlicht". Öfters ist von den Zeichnungen der Kinder die Rede; Wölfchen liest auch schon die Kindheitsgeschichte des Großvaters in Dichtung und Wahrheit und „macht dazu nedische Bemerkungen", ein andermal hat er „freiwillig mehrere Stunden verschiedenes Korrigierte mundiert". Was zu tieferer Besinnung einlädt, wird freundlich beachtet. Unterm 29. Februar 1828 findet sich die Eintragung: „Mittags die Kinder. Scherzhaft zum Schalttage eingeladen, damit sie sich einer solchen Epoche ihr ganzes Leben erinnern mögen." Die heranwachsenden Knaben besuchen öfters das Theater, von dem der Großvater hofft, daß es auch bei ihnen „durch eine unübersehbare Mannigfaltigkeit den Geist beschäftigen und bei Anlasse zum Denken das Urteil aufrufen, reinigen und schärfen werde". Und stets wird ihm über den Eindruck Bericht erstattet, so von Wolf über den Lear und von Walter über Heinrich III. Wolf übt sich darin, seine Urteile schriftlich aufzuzeichnen und legt dann dem Großvater seine „Rezensionen" vor. Heiter heißt es einmal: „Spazieren gefahren mit den Knaben, welche beide mit dem lustigsten Wetteifer ihre theatra-

lischen Tendenzen, Teilnahme, Unternehmungen und Pläne auf das lebhafteste vortrugen, als wahrhafte Poeten sich darstellend, indem, wenn der andere sich mit Enthusiasmus erging, der eine sich ins Gähnen verlor, und wenn dieser an die Reihe kam, der andre pfiff." Den Unterricht der Knaben überwacht natürlich der gute Alte. Ihr Hauslehrer muß ihm Bericht erstatten und er notiert: „war mit seiner Weise, den Unterricht zu behandeln, wohl zufrieden." In früheren Jahren ist es freilich bei einer andern Veranlassung nicht ohne „einige leichte pädagogische Mißhelligkeit abgegangen".

Aber eine solche vereinzelte Bemerkung vermag nicht, das überaus freundliche und liebenswürdige Bild zu stören. Heben doch alle, die damals das Glück hatten, den Patriarchen im Kreis seiner Familie zu sehen, ausdrücklich hervor, wie herzlich er mit den Kindern verkehrte. Das Zeugnis des Freiherrn von Stackelberg ist uns bereits bekannt. Ähnlich erzählt von Malsberg, wie „holdselig und natürlich er war", Deinhardtstein, „mit wie herzlicher Anhänglichkeit er seinen kleinen Enkeln zugetan war, die beständig in seiner Nähe waren", Ernst Förster, wie er „die Enkel äußerst liebreich behandelte", und Albertine von Boguslawska, wie „artig und lieb er mit ihnen verfuhr".

In dem geweihtesten Raume des Goethehauses zu Weimar, dem nach dem Garten gelegenen Arbeitszimmer des Dichters, steht noch der Tisch, an dem die beiden älteren Enkel in Gegenwart des Großvaters und unter

seiner Obhut arbeiteten. Denn die Eigenschaft, die er selbst sein ganzes Leben lang betätigt hatte, die Zeit als das kostbarste Element zu achten, wollte er auch auf die neue Generation vererben; und als einst Frau von Spiegel in das Stammbuch Walters das ihm verhaßte Wort Jean Pauls geschrieben hatte: „Der Mensch hat drittehalb Minuten: eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er," setzte er in kräftigen Schriftzügen unmittelbar darunter den Vers:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag.
Söhnchen, werde Dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!

Der Großvater.

Auch dabei war aber der Alte von echt großväterlicher Geduld und Güte. Der Kanzler von Müller und Eckermann haben uns eine ganze Anzahl liebenswürdiger Szenen überliefert, die dies beweisen. So findet der Kanzler ihn sehr oft in seinem Arbeitszimmer mit einem oder den beiden Enkeln zusammen. Einmal spielt Wolf neben dem Großvater mit Papieren, die er zerreißt, ein andermal sitzt der kleine Walter mit geschindeltem Arm (er hatte den Arm gebrochen, was den Großvater sehr aufregte) neben ihm und blättert vergnügt in einem Bilderbuche. Dem fünfjährigen Walter singt er Liedchen aus dem Spiegel von Arkadien vor, und zu einer anderen Abendstunde sieht er mit ihm Bilderbücher an. „Er (Walter) wird bei seinem lebhaften Wesen und öfteren

Fragen von dem alten Herrn aufs geduldigste von Zeit zu Zeit beschwichtigt, endlich aber durch allerlei Persuasion vermocht, sich auf das Bett im Kabinett schlafen zu legen."

Die gleiche Gesinnung zeigte er auch gegen Wölfchen. Eines Abends traf ihn Eckermann „sehr ruhig und heiter und in der mildesten Stimmung. Ich fand ihn umgeben von seinem Wolf und Gräfin Karoline Egloffstein, seiner intimen Freundin. Wolf machte seinem lieben Großvater viel zu schaffen. Er kletterte auf ihm herum und saß bald auf der einen Schulter und bald auf der anderen. Goethe erduldete alles mit der größten Zärtlichkeit, so unbequem das Gewicht des zehnjährigen Knaben seinem Alter auch sein mochte. ‚Aber lieber Wolf,' sagte die Gräfin, ‚plage doch Deinen guten Großvater nicht so entsetzlich! er muß ja von deiner Last ganz ermüdet werden.' ‚Das hat gar nichts zu sagen,' erwiderte Wolf, ‚wir gehen bald zu Bette, und da wird der Großvater Zeit haben, sich von dieser Fatigue ganz vollkommen wieder auszuruhen.' — ‚Sie sehen,' nahm Goethe das Wort, ‚daß die Liebe immer ein wenig impertinenter Natur ist.'"

Gern widmete sich Goethe den Enkeln besonders auch zur Mittagszeit. Wenn er mit allen Familienmitgliedern und einigen Gästen zu Tische saß, so konnte er, wie der Kanzler von Müller berichtet, „höchst milde und munter, vergnügt und mitteilend sein". Da machte er „artige Späße über das Abfüttern seiner Enkel, denen er stets den Magen zu verderben beschuldigt werde", da warf

er seiner Schwiegertochter scherzweise vor, daß sie den Knaben nicht ausreichend zu essen gäbe und erzählte, wie Wölfchen bald nach dem Mittagessen wieder Hunger bekommen und bei ihm mit Leidenschaft ein Stück trocken Brot verzehrt habe. Eine hübsche derartige Anekdote berichtet auch Karl von Holtei, der einst Gast am Tische Goethes war.

„Gegen Ende der Tafel traten die Enkel Walter und Wolf, zwei muntere Knaben, ein und gaben, vom Großvater aufgefordert, allerlei Schwänke zum besten. Unter anderem sangen sie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte sagte dann, indem er ihnen Näschereien reichte: „Nun seht Euch einmal diesen Mann an! Das ist der, der das dumme Zeug gemacht hat."

Der Großvater sah es überhaupt gern, wenn sich auch gesellige Tugenden bei seinen Enkeln entfalteten. Sie amüsierten sich oft mit Taschenspielerkunststückchen, worin, wie wir schon gehört haben, besonders Walter geübt war.

„Ich habe nichts dagegen," sagte Goethe zu der Gesellschaft, vor der sich die beiden einst produziert hatten, „daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit solchen Torheiten ausfüllen. Es ist, besonders in Gegenwart eines kleinen Publikums, ein herrliches Mittel zur Übung in freier Rede und Erlangung einer körperlichen und geistigen Gewandtheit, worin wir Deutschen ohnedies keinen Überfluß haben. Der Nachteil allenfalls entstehender kleiner Eitelkeit wird durch solchen Gewinn vollkommen aufgewogen."

Wie sehr er bemüht war, die Knaben im Kreise seiner eignen Freunde heimisch zu machen und sie die Vorteile solchen Umgangs genießen zu lassen, zeigt auch die „Stammbuchs-Weihe", die er „seinem lieben Wölfchen" im Jahre 1826 niederschrieb:

Eile, Freunden dies zu reichen,
Bitte sie um eilig Zeichen,
Eilig Zeichen, daß sie lieben!
Lieben, das ist schnell geschrieben;
Feder aber darf nicht weilen,
Liebe will vorübereilen.

Aber auch zur Ausübung sinnigen Brauches wählt er die Enkel. Als er 1825 der nunmehr dreiundachtzigjährigen Frau von Stein ein Medaillon mit seinem Bildnis verehrt, drückt er den Wert der Gabe und die Gesinnung, aus der sie hervorgeht, dadurch aus, daß er sie durch die beiden Enkel sendet, und die Empfängerin ist über die „kleinen Überbringers" ebenso erfreut wie über das Geschenk selbst. Und als zur Feier seiner fünfzigjährigen Anwesenheit in Weimar ihm zu Ehren die Straße vom Theater bis zu seiner Wohnung festlich erleuchtet worden war, verlieh er am anderen Morgen seinen Empfindungen dadurch einen gemütvollen Ausdruck, daß er sein Enkelpaar, die zarten Knaben von sieben und fünf Jahren, von Haus zu Haus herumsandte, die treuen Mitbürger mit kindlichen Dankesworten in seinem Namen zu begrüßen.

Um die Enkel versammelte sich ein heiterer Kreis von Spielgenossen, und es nimmt uns nicht wunder, daß

Goethe auch diesen seine Teilnahme schenkte. In seiner Nachbarschaft wohnte die Familie Melos. Die drei Töchter, von denen eine, Ida, später die Gattin Freiligraths geworden ist, gingen tagtäglich im Goethehause ein und aus. Der Biograph Freiligraths erzählt davon folgende hübsche Begebenheiten:

„Als Jugendgespielen der Enkel des Dichters, Wolfgang und Walter, waren die drei Töchter des Melosschen Hauses gar vielfach in Goethes Haus, wie die beiden Knaben fast täglich zu ihnen herüber kamen. Goethe selbst, bis an sein Lebensende ein Kinderfreund, war allezeit gar liebevoll gegen seine Enkel und deren Gespielen; wenn ihm das kleine Volk über seinem Haupte zu viel Lärm machte, so schickte er ihnen als einzige Mahnung zur Ruhe eine Schachtel voll köstlicher Frankfurter Süßigkeiten, um welche sie Lotto spielen möchten. Öfter auch warf er die Süßigkeiten aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Garten hinab, wobei Ida die Bevorzugte war. Oder er stand, in seinen langen grauen Hausrock gekleidet, die Arme auf dem Rücken, im Garten und sah den spielenden Kindern zu, wobei, schreibt Frau Freiligrath, die Enkel gar manchmal, wenn unsere Bälle höher flogen, oder unsere Reifen einen schönen Bogen beschrieben, einen kleinen Tadel erhielten, wie: ‚Ei, die Mädchen beschämen Euch, die Mädchen machens besser.‘ Wolfgang lief sehr viel ungeniert beim Apapa ein und aus, und ich als damaliger unzertrennlicher Gefährte mit ihm, doch nie schien dieser über die Störung ungehalten oder ungeduldig, und immer hatte er ein paar freundliche Worte für uns.“

An einem Geburtstag Goethes befand sich auch Frau Melos mit der fünfjährigen Ida unter den vielen Gratulanten. Sobald Goethe sie bemerkte, schritt er auf sie zu, reichte dem Kinde die Hand und sagte: „Nun, Ida, willst du mir auch gratulieren?“ „Ja, Exzellenz,“ sagte Frau Melos, „und Ida hat auch ein Gedicht gelernt, das sie Ihnen später vorsagen will.“ „Ei, das muß ich sogleich hören,“ und er führte die kleine Ida in ein von der vornehmen Gesellschaft freigebliebenes Nebenzimmer, setzte sich und nahm sie auf seinen Schoß. „Jetzt sag mir einmal her, was du gelernt hast.“ Ida begann: „Ufm Bergli bin i gesässe“ — „ha de Vögle“, half Goethe ein — „Ha de Vögle zugeschaut“, fuhr Ida fort. „Hänt gesunge“ — „hänt gesprunge“, half Goethe wieder ein, und so ging er mit ihr das ganze Liedchen, das er selbst vor vielen Jahren aus einem uralten Schweizer Volkslied in diese Form gebracht hatte, bis zu Ende durch, führte die Kleine dann zur Mutter zurück und wendete sich seinen andern Besuchern zu. Am Nachmittag aber schickte er an Ida einen Teller mit Früchten und Konfekt von der Geburtstagstafel.

In den letzten Jahren seines Lebens flackerte in dem Dichtergreis noch einmal die Hoffnung auf, daß die Erwartungen, die er vergeblich an den Sohn geknüpft hatte, an den Enkeln in Erfüllung gehen würden.

„Sehen Sie meinem Wolf in die Augen,“ sagte er zu Grüner, „es spricht so etwas heraus, daß ich meinen sollte, er werde ein Dichter —“

Das Schicksal hat anders entschieden. Als einzelner

ragt der einzige hoch über sein Geschlecht heraus, das mit seinen Enkeln erloschen ist. —

Aber sein Leben schließt mit einem freundlichen Bilde. Am Vorabend seines letzten Geburtstages eilt er, „nach vielen, vielen Jahren, den Ort frühester Bestrebungen und Sorgen wie genußreichster Lebensstunden, Ilmenau, wiederzusehen". Aber auf dieser letzten Ausfahrt in die herrliche, über alles geliebte Gottesnatur ist er nicht allein, er nimmt zur Begleitung die beiden Enkel mit, und die Erinnerung, „das Vergangene ans Gegenwärtige knüpfend", wird ihm gerade dadurch erhöht und belebt. Während er in Waldeseinsamkeit auf dem Kickelhahn dem Gedenken vergangener Tage lebt, durchstreifen die „lieben Wesen und Neulinge" die Gegend, „dringen ohne poetisches Vehikel in die ersten unmittelbarsten Zustände der Natur ein", sehen die „Kohlenbrenner an Ort und Stelle", wie die Holzhauer und Glasbläser. Er hat, als er bei Tisch wieder mit ihnen vereinigt ist, innige Freude an der Erzählung ihrer Erlebnisse.

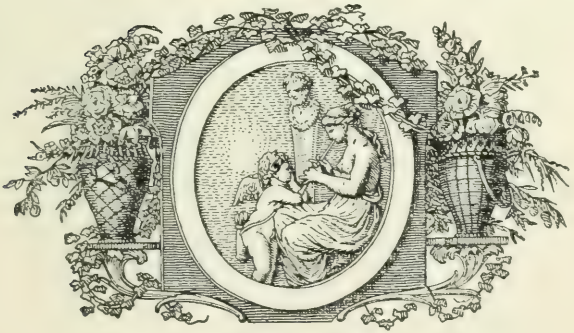
Ist es nicht ein liebliches Symbol seines Lebens, daß ihn die Genien der Kindheit umschweben bis in die letzten Tage?

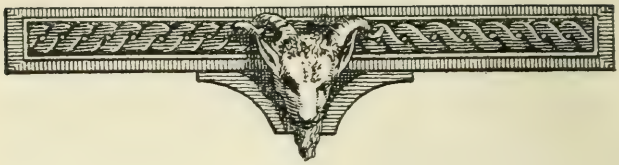
„Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdruckt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten." Dieses Wort Schillers könnte man als Motto über das Leben seines großen Freundes setzen. „Kindhaft" — er hat das Wort geprägt — nennt Goethe das Wesen jenes Mädchens, das er nach

eigenem Geständnis in der Jugend am innigsten geliebt hat; er wollte in diesen Ausdruck den höchsten Sinn des Reinen und Edeln legen. Und „kindhaft" war seine eigne Natur. Es klingt etwas von diesem Sinne hindurch, wenn er selbst in den Jugendjahren ausruft: „O Lotte, was bin ich ein Kind," oder wenn er der Freundin gesteht, daß er „im neunundzwanzigsten Jahre noch so ein Kind sei". Herder hat einst von ihm gesagt, er sei und bleibe ein großes Kind, und Grüner bewunderte noch an dem Dreiundsiebzigjährigen, „wie er zu repuereszieren verstand".

So ist an ihm selbst zur Wahrheit geworden, was er in der Marienbader Elegie ausspricht:

Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich.



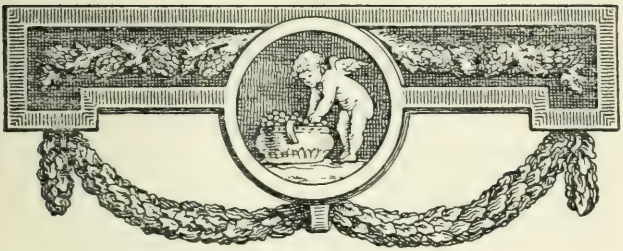


Verzeichnis der vorwiegend benutzten Schriften.

1. Bächtold, Aus dem Herderschen Hause. Berlin 1881.
2. Biedermann, Gespräche mit Goethe. 10 Bände, Leipzig 1889—1896.
3. — Goethe-Forschungen, Neue Folge. Leipzig 1886.
4. Bode, Goethes Persönlichkeit. Berlin 1901.
5. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedr. v. Müller. 2. Aufl. Stuttgart 1898.
6. — Goethes Unterhaltungen mit Friedr. Soret. Weimar 1905.
7. Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. 1. Band. Leipzig 1885.
8. — Charlotte von Stein. 2 Bände. Stuttgart 1874.
9. — Goethes Eintritt in Weimar. Leipzig 1883.
10. — Aus Herders Nachlaß. 3 Bde. Frankfurt a. M. 1856—57.
11. — Herders Reise nach Italien. Gießen 1859.
12. Ebers und Kahlert, Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein. Leipzig 1846.
13. Eckermann, Gespräche mit Goethe, herausgegeben von Bartels. Leipzig 1902.
14. Förster, Aus der Jugendzeit. Berlin u. Stuttgart 1887.
15. Galland, Die Fürstin Amalie von Gallitzin und ihre Freunde. Köln 1880.
16. Geiger, Goethe-Jahrbuch. Frankfurt a. M. Von 1879 an.
17. — Goethe und die Seinen. Leipzig 1908.
18. Gerstenbergk, Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walter und Wolf. Stuttgart 1901.
19. Goethes Werke. Hempelsche Ausgabe.
20. — — Weimarische Ausgabe. III. Abt.: Tagebücher.

21. Goethes Werke. Weimarische Ausgabe. IV. Abt.: Briefe.
22. — Briefe an Frau von Stein. 3. Aufl. besorgt von Wahle. 2 Bände. Frankfurt a. M. 1899—1900.
23. — Briefe an Frau von Stein, herausgegeben von Fränkel. 3 Bände. Jena 1908.
24. — Briefwechsel mit Zelter, herausgegeben von Geiger. 3 Bände. Leipzig.
25. — Briefe an Christian Gottlob von Voigt, herausgegeben von Jahn. Leipzig 1868.
26. — Briefe an Nicolaus Meyer. Leipzig 1856.
27. — Briefwechsel mit Marianne von Willemer, herausgegeben von Ph. Stein. Leipzig 1908.
28. Goethe und Maria Paulowna. Zum 24. Juni 1898. Urkunden, herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernst von Sachsen. Weimar 1898. (Als Manuskript gedruckt.)
29. Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinr. Voß d. J. Leipzig, Reclam.
30. Grenzboten, 56. Jahrgang. Leipzig 1897.
31. Grüner, Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rate Grüner. Leipzig 1853.
32. Haym, Herder. 2 Bände. Berlin 1877—1885.
33. Herbst, Goethe in Wetzlar. Gotha 1881.
34. Hlawaceck, Goethe in Karlsbad. 2. Aufl., herausgegeben von Ruß. Leipzig und Wien 1883.
35. Kestner, Goethe und Werther. Stuttgart 1854.
36. Köster, Die Briefe der Frau Rath Goethe. 2 Bände. Leipzig 1904.
37. Kretschman, Felix Mendelssohn-Bartholdy in Weimar. Deutsche Rundschau, 69. Band.
38. Kretschman, Aus Goethes Freundeskreise. Braunschweig 1892.
39. Langguth, Goethe als Pädagog. Halle a. S. 1887.
40. Mendelssohn-Bartholdy, Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Leipzig 1871.

41. Preller, Ein fürstliches Leben. Weimar 1859.
42. Riemer, Mitteilungen über Goethe. 2 Bände. Frankfurt a. M. 1841.
43. Rohmann, Briefe an Fritz von Stein. Leipzig 1907.
44. Schiller und Goethe, Briefwechsel. Mit Einführung von H. St. Chamberlain. Jena 1905.
45. Schiller und Körner, Briefwechsel, herausgegeben von Geiger. Stuttgart, Cotta.
46. Schmidt, Erich und Suphan, Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar. Von 1885 an. Daraus
2. Band: E. Schmidt, Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau v. Stein und Herder.
16. Band: Funck, Goethe und Lavater.
47. Schüddekopf, Goethes Tod. Leipzig 1907.
48. Suphan, Goethe und Herder. Preuß. Jahrb., 43. Bd.
49. — Aus Weimar und Kochberg. Ebenda, 50. Band.
50. Schrader, Augusta, Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. Weimar 1890.
51. Schwabe, Harmlose Geschichten. Frankfurt a. M. 1890.
52. Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler. Berlin 1875.
53. Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 3. Bände. Stuttgart 1860—1865.
54. Vulpius, Stammbuchblätter aus Goethes Nachlaß. Deutsche Rundschau, 63. Band.
55. — Das Stammbuch von August von Goethe. Deutsche Rundschau, 68. Band.



Personenverzeichnis.

Arends 54.
de l'Aspe 130.

Bamberger, Frau 6.
Basedow 14.
Baumgarten, Peter im 40—45.
Becker, Christiane 140, 146.
Becker, Corona 146.
Bereis 208.
Blanchard 64f.
Blumenbach 206f.
Boguslawska, Albertine von 229.
Boisserée 135f.
Bovi, Antonie 158.
Brandt, Anna 7. 19f. Dorothea 7. 19.
Brentano, Maximilian 103. Brentanos Kinder 103. 132.
Brion, Friederike 4. Christian 4.
Brühl, Graf von 126.
Brun, Friederike 126. Karl 126. Lotte 126.
Buff, Albrecht 7. 20. Amalie 7f. 19f. 169. Ernst 7. 20. Fritz 7. Georg 7. Hans 7. 18. 21. Helene 7. 19f. Karoline 7. 19f. Lotte 7ff. 12. 16. 18. 20. 237. Lui 7f. Sophie 7. 19f. Wilhelm 7.
Byron, Lord 185.

Camper 50.
Claudius, Matthias 85. 106.
Conta 107.
Cramer 135.

Dalberg, Joh. Fr. H. von 91f.
Deinhardtstein 229.
Dietmar 138.
Dietz 7. 17.
Döbereiner 109.

Eckermann 10. 32. 83. 117. 165. 173. 181. 218. 230f.
Eckert, Karl 162f.
Egloffstein, Karoline von 231.
Einsiedel, Gebrüder 54.

Fahlmer, Johanna 29. 104.
Falkenstein, Paul von 130.
Fellenberg 108.
Flachsland, Karoline 5. 16. 83. 103.
Förster, Ernst 229. Friedrich 162.
Frankenberg, Frau von 98.
Freiligrath 234.
Fritsch, von 110.

Gallizin, Fürstin von 106.
Gleim 29. 187.
Goethe, Alma von 222. 224. 226f. August von 33. 187 bis 217. 220ff. Christiane von 133f. Elisabeth 29. 60. 62. 67. 101. 209—214. Kornelie 48. Ottilie von 158. 222. 225f. 232. Walter von 158. 183. 186. 222 bis 236. Wolfgang von 158. 222—236.
Gotha, Prinz August von 101. Prinzen von 59. 165f.
Gotthardi, W. G. 147.
Götze 57.
Grillparzer 215.
Grote, Frau 202.
Grüner, Rat 126. 129. 235. 237. Ignatz 127f. Joseph 127. 129.
Gustedt, Jenny von 162.
Gymnasiast (in Eger) 127.

Hamann 85.
Handwerksbursch 124.
Harfenknabe (bei Mainz) 39f.
Harfenmädchen (bei Walchensee) 122f.
Herder, Adalbert 85. 95f. Alfred 85. August 84. 88. 90. 96 bis 103. 169. 171. 191. Emil 85. 96. 98f. Gottfried 83f. 86f. 90. 97ff. Johann Gottfried 5. 13. 22. 29. 32. 73. 83. 103. 109. 237. Karoline 83—103. Luise 85f. 96. Rinaldo 85. Wilhelm 85. Herders Kinder 33. 35. 72. 85. 88. 90—102.
Heygendorff, Frau von 108. K. Wolfg. 108.
Hof, Joseph 130.
Holtei 214. 232.

Hopfgarten, Frau von 177.
Hummel 163.

Jakobi, Betty 104f. Fritz 64. 104f. 167. 190. Georg 104f. 107. Max 190.
Jean, Paul 181. 230.
Iffland 194.

Karsch, Luise 187.
Kästner 35. 37. 41f. 48. 142.
Kaufmann, Angelika 72. 76.
Kestner, J. Chr. 1. 7. 16 bis 19. 21—23. 168f. Georg 21ff. Lotte 21f. 104. 169. Kestners Kinder 21ff.
Kinder in Altorf 118; in Frankreich 117f.; in Garbenheim 5; in Jena 11; in Italien 116. 118—120; in Karlsbad 120; in Mainz 124; in Nassau 14; in Sesenheim 12; in Südtirol 118. 123; in Weimar 10f. 82. 117; in Wetzlar 9.
Klauer 167.
Klopstock 13.
Knebel, K. L. von 86. 96. 100. 110—115. 167—170. 204. 214. Bernhard von 110f. Karl von 110. 115f.
Kniep 125.
Körner, Gottfried 2. 77. 109. Theodor 2. 109.
Kotzebue 31.
Kraft 38. 43.
Kraus 30.
Kügelgen, Gerhard von 109. Wilhelm von 109.

Lavater 14. 30f. 40. 42. 103. Heinrich 104.
Lengefeld, Charlotte von 65.
Lenz 57.
Lessing 81.
Lindau, Baron von 40. 42. 45.
Lobe 192.
Loos 115.

Malsberg, von 229.
Mandelsloh, Gebrüder 108f.
Matthison 33f. 126.
Mecklenburg, Georg von 220.
Melos' Kinder 226. 234f.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 148—163. Fanny 148. 150.
Merck 4f. 30. 50. 103. 167f. Henri 103. Mercks Kinder 4. 103.
Meyer, J. H. 173f. 181f. Nikolaus 109.
Moltke, Gustav 133.
Müller, Friedr. von 14. 139. 230f. Joh. G. 42.

Neumann, Christiane 140f.

Öser 80.
d'Orvilles Kinder 14. 48.

Parthey, Lili 224.
Paulus' Kinder 134 f.
Pestalozzi 130. 135 ff.
Pfaff, Ch. H. 126.
Pogwisch, Ottilie von 221. Ulrike von 149. 221.
Pohl 128.

Rellstab 150.
Ridel 169 f.
Riemer 56. 140. 173. 209.
La Roche, Frau von 30. 103. Franz von 103. Karl von 103.
Rousseau 24. 38. 50.
Rudorf, Luise 110.

Sachsen-Weimar, Anna Amalia von 50. 94 ff. 100 ff. 171. 188. Augusta von 173—180. Karl Alexander von 173. 180—186. Karl August von 28. 75. 84. 86 f. 94. 108 f. 129. 166. 169. 171. 175 f. 185. Karl Friedrich von 100. 156. 166. 168—172. Karoline von 172. Luise von (Großherzogin) 36. 94. 167. 170. 184. Luise von (Prinzessin) 166 f. Maria Paulowna von 156. 172—175. 180. 182. 184. 186. Marie von 173—180.
Salis, von 40. 45.
Schadow 115.
Schardt, Sophie von 50.
Schiller, Charlotte von 194—198. Ernst von 198 f. Friedrich von 2. 26. 30. 77. 87. 109. 172. 181. 194. 198. 203. 207. 216. 236. Karl von 194—198. Schillers Kinder 109. 198.
Schlegel 145 f. 181.
Schlossers Kinder 110.
Schönemann, Lili 14.
Schopenhauer, Adele 107 f. 157. 159. 224. Johanna 107.
Schumann, Robert 163.
Schwerdgeburth 190.
Seidel, Philipp 29. 32. 44. 67 f. 74.
Soret, Friedrich 173. 181 bis 185.
Spiegel, Frau von 230.
Sprung 10.
Stackelberg, Freiherr von 1. 229.
Stein, Charlotte von 34. 38. 41 f. 45—60. 63. 67—70. 74. 76. 85 f. 90. 137. 166 f. 169. 171. 194—197. 199. 209. 233. Ernst von 34—39. 42. 48 f. 51. 59. 73. 90. Fritz von 34. 37. 39. 45 bis 77. 80. 83. 87. 89. 97. 99. 126. 171. 191. 194 f. 204 ff. 214. Karl von 32. 34. 36 ff. 41 f. 81. Die Steinschen Kinder 29. 31 f. 35 f.

39. 41. 59. Stein-Nassau, Frau von 14.
Sternberg, Graf von 128.
Stock, J. M., 2 f. 47. Dora 3. Minna 2 f.
Streicher 156. 162.
Sutor 67.

Tischbein 69. 73.

Unzelmann, Friederike 141 bis 145. Karl 141—146.

Voigt, von 176. 180. 203.
Voß, J. H. d. ä. 219. J. H. d. j. 146. 209. Erneſtine 219.
Vulpius, Chriſtiane 101. 146. 187—193. 195. 199—204. 206 ff. 211.

Werner, Zacharias 112.
Wieck, Klara 163 f.
Wieland 28—31. Wielands Kinder 28—33.
Willemer, Marianne von 225.
Wolf, Fr. Aug. 109. 208. Mienchen 109.

Zelter 54. 121. 148—158. 160 f. 163 f.
Zimmermann, J. G. 36.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

Herders Familienleben

Von **Karl Muthesius.** Mit einem Bildnisse und einer Handschriftnachbildung. M 1,25, geb. M 2,25.

Ein liebenswürdiges Büchlein. Warmen Gefühles voll, führt Muthesius das Ehepaar Herder in herzerquickendem Verkehr mit der Schar seiner Kinder vor Augen. Namentlich dürfte dieses neue Buch mit großer Freude von Vätern und Müttern begrüßt werden. **Deutsche Literaturzeitung.**

Goethes bester Rat

Von Dr. **Wilhelm Bode.** (3. und 4. Tausend.) M 1,—, geb. M 1.80.

Ein vortreffliches kleines Buch, das mehr reife Früchte, unbefangene Betrachtung in sich schließt als manches dicke Kompendium.
Vossische Zeitg.

Goethes Lebenskunst

Von Dr. **Wilhelm Bode.** Fünfte, völlig umgearbeitete Auflage. (10. bis 14. Tausend.) Mit 7 Abbildungen im Text und 14 Tafeln. M 3,—, geb. M 4,—.

Ein anspruchsloses, feines, kluges Buch. Wenn wir uns alle bekannteren Bücher über Goethe vergegenwärtigen, so wüßten wir keins, worin so wenig von dem Stil einer Abhandlung ist, so wenig Pathos. Diese wohltuende Ruhe, die aber keineswegs der Wärme entbehrt, gibt der Betrachtung Bodes einen eigenen Wert. **Die Grenzboten.**

Goethes Gedanken

Von Dr. **Wilhelm Bode.** Zwei Bände. M 6,—, geb. M 8,—.

Wilhelm Bode dient den Forschern wie den Laien gleichermaßen, indem er Goethes mündliche Äußerungen nach fachlichen Gesichtspunkten ordnet. So werden die Worte des Weisen nicht nach der äußeren Zufälligkeit des Kalenders, sondern nach dem inneren Zusammenhang der Dinge aneinandergefügt. **Berliner Tageblatt.**

Goethes Kopf und Gestalt

Von **Karl Bauer** (Maler in München). M 2,40, geb. M 3,40. Mit Abbildungen im Text und 32 Bildnistafeln.

Die Energie, mit der hier das Auge zum Auge spricht, und die im Antlitz beglaubigte Geisteskraft des Dichters wecken den Eindruck, als sehe man den Einzigen als einen unter uns noch Lebenden, so unmittelbar gegenwärtig und packend dringt er in solcher Auffassung und Tiefe auf uns ein. **Der Tag.**

Verlag der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig, Querstraße 14

Seminardirektor **Karl Muthesius** in Weimar:

Goethe und Pestalozzi

Preis: Geh. M 4,50, in Geschenkband M 5,60

Die Lehrerin. 1909. Nr. 11.

Ein Buch, das für jeden Lehrenden von größtem Interesse sein muß. Goethe und Pestalozzi, der große Lebenskünstler und der große Menschheitserzieher. Ist es nicht von höchstem Interesse für jeden, der die für die Kultur unermeßlich hohe Bedeutung dieser beiden Männer kennt, zu erfahren, ob und welche Beziehungen zwischen ihnen stattgefunden haben .... Muthesius hofft mit seinem Buche eine Lücke auszufüllen, indem er zeigt, wie die große pädagogische Bewegung des XIX. Jahrhunderts, die von Pestalozzi ausging, in Anziehung und Abstoßung auf Goethe wirkte. — Es sei besonders warm empfohlen.

Schulblatt der Provinz Sachsen. 4. November 1908.

Muthesius Schrift wird auch jeden Goetheverehrer fesseln.

Goethe

Auswahl aus seinen Prosaschriften

(Band X aus Dürrs Deutscher Bibliothek)

Zweite, durchgesehene Auflage. Preis gebunden M 1,80

Pädagogische Blätter. Nr. 9, 1904.

Unsern größten Dichter und Sprachmeister Goethe endlich führt uns K. Muthesius in Weimar in einer Auswahl aus seinen Prosaschriften vor. Er hatte keine leichte Aufgabe zu erfüllen, sondern vielleicht die schwerste von allen, da die Überfülle des Stoffes auf etwa 10 Bogen beschränkt werden mußte. Ich bin zwar kein Freund von Auszügen aus klassischen Werken, aber für eine anschauliche Einführung in Goethes Prosa giebt es keinen anderen Weg, als den von Muthesius eingeschlagenen ....

Mag er auch „zaghaft“ an das „Zusammenschneiden“ gegangen sein, er hat doch wieder etwas Ganzes und Wirkungsvolles geboten.

Die Lehrerbildung im Strome der Zeit

Preis 75 Pfennig

Schulblatt für Braunschweig und Anhalt. Nr. 20/21. 21. Jahrgang.

Es sind große Gedanken darin, sie zeigt hohe Ziele und ist von edelster Begeisterung für die Arbeit des Volksschullehrers getragen. Eine ausgezeichnete Rede!